Deutsche Stylstücke

und

Uebungs-Aufgaben.



lith. v. F. Oertel. gez. v. J. G. Jäger.

Die Blumenweihe.

Deutsche Stylstücke

und

Uebungs-Aufgaben

für

das reifere Alter, insbesondere für Töchter aus gebildeten Ständen

von

Georg Johannes Ringler,
Lehrer in Nürnberg.

(Mit einem Titelbilde).

Nürnberg, 1856.
Bauer und Raspe
(Julius Merz.)

Druck der W. Tümmel'schen Offizin.

Vorwort.

Seit einer Reihe von Jahren war ein Theil meiner Wirksamkeit dem Unterrichte von Töchtern gewidmet, welche nach vollendeter Schulzeit in ihrer geistigen Ausbildung noch weiter gefördert werden sollten. Hiebei wurde der stylistische Zweig immer mit besonderer Vorliebe von mir gepflegt, und ich gelangte zu der Ueberzeugung, daß die Uebungen der Schülerinen am rothen Faden guter Musterstücke fortlaufen müssen, und daß jenen Thematen, welche den letzteren als Aufgaben angereiht werden, auch hinreichender Stoff zur Ausführung beizugeben ist; denn die Jugend hat noch keinen großen Reichthum eigener Ideen und Erfahrungen. Schon die Form der Darstellung macht ihr große Schwierigkeiten; dieselben werden aber leichter besiegt, wenn sie nicht um den Stoff verlegen ist, und gelang ihr dies etliche Male, so wagt sie sich kühner auch an nackte Themate, weil das Selbstbewußtsein inzwischen wuchs und damit die schaffende Idee erwachte.

Ich bin der Ueberzeugung, daß durch bloses Lesen, auch der besten Stylstücke, der dargestellte Gegenstand nie so zum geistigen Eigenthume wird, als dies bei selbstthätiger Verarbeitung geschieht. Darum hat die Schülerin das treffende Musterstück jedesmal nachzubilden. Nur auf diesem Wege tritt es ihr intensiv nahe und sie befreundet sich leicht und gerne mit den folgenden analogen Thematen.

Gegenwärtige Sammlung ist ganz aus diesem angedeuteten Prinzipe herausgewachsen, und ich betrachte den darin gebotenen Stoff, der Form gegenüber, nicht als von untergeordneter Bedeutung. Was die ausgeführten Stylstücke anlangt, so sind dieselben der größern Zahl nach Originalaufsätze des

Verfassers, ohne irgendwelche Benützung fremder Darstellungen und zwar ausschließend folgende Nummern: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 8, 14, 16, 17, 20, 21. Eine weitere Anzahl wurde allerdings — wie es bei geschichtlichen ꝛc. Aufsätzen natürlich ist — mit Benützung vorhandenen Stoffes ausgearbeitet; indessen dürfen die meisten auch unter diesen der Form nach als durchaus selbständige Arbeiten betrachtet werden. So entnahm ich beispielsweise die nöthigen Anhaltspunkte zu Nr. 22 großentheils einer französischen Schilderung, zu Nr. 24 umfangreichen Werken der Kunst und der Tagesliteratur, zu Nr. 25 den „Bekenntnissen" des Kirchenvaters Augustin. Aus anderen Werken entlehnt sind die Nummern: 7, 9, 10, 15, 18, 19 und die Zugabe über Mythologie.

Die beigegebenen Gedichte sind gleichfalls Originalien; ihre Beziehung zu den voranstehenden Aufsätzen wird unschwer herauszufinden sein; nur dürfte rücksichtlich des auf Seite 69 stehenden Sonetts erwähnt werden, daß dasselbe — was vielleicht als etwas gewagt erscheint — einigermaßen von der gewöhnlichen Sonettenform abweicht.

Die in erste Reihe gestellten Aufgaben sind mit erforderlicher Stoffangabe versehen; es ist aber selbstverständlich, daß behufs ihrer Bearbeitung noch Erläuterungen von Seite des Lehrers vorausgesetzt werden müssen, und daß, wenn besondere Verhältnisse das Thema hie und da unzugänglich machen, ein anderes statt dessen gewählt werden kann. Gleiches gilt von jenen Aufgaben, welche in zweiter Linie stehen.

In Beziehung auf Eleganz äußerer Ausstattung hat es der Herr Verleger an Nichts fehlen lassen, um der Jugend das Werkchen in freundlichem Gewande bieten zu können. Möchte es Lehrenden und Lernenden eine willkommene Gabe sein!

Nürnberg, im Julius 1856.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

Vorbemerkung: Den mit * bezeichneten Aufsätzen sind Gedichte beigegeben.

1.

Ein Charakterbild.

Mir gegenüber wohnt eine meiner Freundinen — sie ist es seit einer Reihe von Jahren — deren ganzes Wesen mir so wohl gefällt, daß ich, gewiß nicht mit Unrecht, sie zum Vorbilde meines Betragens erwählte. Hat sie ja schon von Kind auf jene schlichte Anspruchslosigkeit an den Tag gelegt, welche sie bei Allen beliebt machte, die mit ihr umgingen! Nie liebte sie rauschende, wilde Spiele; viel vergnügter war sie im stillen, engen Kreise vertrauter Freundinen, als unter einer großen Anzahl lärmender Kinder; ja auch allein hatte sie bei ihrem wenigen Spielzeuge nie lange Weile, und die einfachsten Wiesenblumen dünkten ihr die hübschesten zum netten Sträußchen oder zum freundlichen Kranze. In ihren Schulbüchern und Heften bemerkte man nie einen Flecken, und mit ihren Hausaufgaben mußte sie immer fertig sein, bevor man sie zum Spiele einladen durfte. — Nunmehr, da sie zur Jungfrau heran blüht, entfalten sich alle rühmlichen Eigenschaften zu schönster Harmonie. Noch genießt sie den Unterricht ihres Lehrers, um ihr Wissen und Können bis zu jenem Grade zu erweitern, der sie befähigt, einzutreten in den Kreis der Gebildeten und nicht blos die nöthige Gewandtheit in den Vorkommnissen des gewöhnlichen Lebens, sondern auch ein richtiges Urtheil in dem Gebiete der Kunst zu erlangen, soweit dieses unserem Geschlechte im Allgemeinen zugänglich ist. Aber nicht im Entferntesten bemerkt man an ihr eine Spur von „aufblähendem" Wissen; nirgends betheiligt sie sich in vorlauter Weise an einem Gespräche, um jene Schulweisheit an den Tag zu legen, welche so viele junge Mädchen zur Schau tragen. Wo sie indessen reden

soll, da zieht sie sich auch nicht in vornehm thuender Ziererei zurück, die immer einen widerlichen Eindruck macht, sondern sie spricht einfach ihre Meinung aus und fällt dann in der Regel ein ganz natürliches und richtiges Urtheil.

Um die häuslichen Geschäfte nicht vernachlässigen zu müssen, steht sie in aller Frühe auf und fertigt die Aufgaben ihres Lehrers. Wenn ich ihr dann zurufe: „Schon so früh, meine Freundin?“ oder: „Heute hast Du es der Sonne wieder zuvor gethan!“ so antwortet sie mit freundlichem Lächeln: „Morgenstunde hat Gold im Munde!“ In der That kommt sie mit diesen Arbeiten zu Stande, noch ehe ihre jüngeren Geschwister das Bett verlassen und kann dann der Mutter beim Ankleiden derselben ersprießliche Dienste leisten. Sie ließe sich's auch gar nicht nehmen, ihre beiden kleinen Schwesterchen wenigstens zu waschen und ihnen das Haar zu machen, so daß die Mutter ungehindert das Frühstück besorgen kann.

Jede weitere Tageszeit hat nunmehr wieder ihre bestimmte Verwendung. Am Vormittage betheiligt sich meine Freundin an den Arbeiten der Küche und genießt eine Stunde lang den Unterricht ihres Lehrers; der Nachmittag ist weiblichen Handarbeiten gewidmet und es ist eine wahre Freude, zu sehen, wie sorgfältig sie allenthalben auf Ordnung und Reinlichkeit hält. Mit Vergnügen sehe ich jederzeit der Stunde entgegen, welche sie am Abende ihrer Erholung gönnt; denn diese benützen wir zu gemeinschaftlicher Unterhaltung, aus welcher ich immer Etwas lerne. Ist doch ihr Umgang so angenehm und wohlthuend! — Kein rechthaberisches, aufbrausendes Wesen! Bescheidene, anständige und edle Haltung ist ihr zur andern Natur geworden. Nur durch ihre Sanftmuth vermag sie die wilden Ausbrüche jugendlichen Uebermuthes und heftiger Leidenschaftlichkeit an ihrem Bruder Otto niederzuhalten, der nicht selten ihre Geduld auf harte Proben stellt, sie aber dennoch außerordentlich liebt. Wer könnte auch dem liebenswürdigen Wesen gram sein? Ist es ihr ja ein seliger Genuß, wenn sie irgendwie ihre Umgebung erfreuen kann! Kommt der Geburtstag des Vaters oder der Mutter, so sind

schon wochenlang Vorkehrungen getroffen, ihnen ein ungeahntes Vergnügen zu bereiten. Ueberhaupt sind derartige häusliche Feste ihr Element; sie zieht sie allen Vergnügungen nach außen vor und verlebt einen solchen Tag mit sichtlichem Behagen, weil die Freude Andrer ihre eigene ist. — Erscheint ein lieber Besuch im Hause, so geht sie so viel als möglich der Mutter an die Hand, damit auch diese sich an der fröhlichen Unterhaltung betheiligen könne, und weder zu schüchtern noch zu dreist verkehrt sie selbst mit den Gästen, die sie unfehlbar in kürzester Zeit lieb gewinnen, in herzlicher Weise.

Ihr heiteres Gemüth ist allen edleren Eindrücken offen; besonders liebt sie die Genüsse, welche die Natur bietet. Ein Spaziergang ins Freie versetzt sie in die heiterste Stimmung. Der majestätische Anblick des Auf- und Untergangs der Sonne erhebt ihr Herz zu edler Begeisterung; die mondbeglänzte oder sternenerhellte Nacht erweckt in ihr die Gefühle der Andacht, ohne daß letztere in Sentimentalität übergehen; denn sie weiß auch, daß die Natur doch nicht die ausschließliche, ja nicht einmal die hauptsächlichste Quelle der Offenbarung Gottes ist; vielmehr steht ihr kindlich frommer Glaube auf jenem felsenfesten Grunde des göttlichen Wortes, der nicht weicht und wankt, sondern ewiglich bleibet — „mag auch die Welt zerstäuben!"

So das Wesen, Schaffen und Walten meiner Freundin. Und wer möchte wohl wagen, zu behaupten, daß ich nicht an den edelsten Charakter mich angeschlossen habe? Ja, allen meinen Schwestern wünsche ich das seltene Glück, solchen Umgang zu genießen — die Fülle schönster Freuden quillt aus ihm!

* * *

Wunsch.

Ich möcht' die Perle sein
Des Thau's im Morgenstrahl,
Die diamantenrein
Erglänzt im Wiesenthal!

Die Well' auf grüner Fluth,
Wenn sich die Sonne senkt
In Sommerabendgluth,
Die nach dem Hafen lenkt!

Der Bogen möcht ich sein
Am hohen Wolkenzelt,
Dess' siebenfacher Schein
Ein trauernd Herz erhellt!

Der Fels im Meeresschoos,
Der keinem Sturme weicht!
Der Stein, umgrünt von Moos,
Der still nach Salem zeigt!

Ein Adler, leicht beschwingt,
Der auf zum Lichte strebt,
Der durch die Wolken dringt,
Sich frei dem Staub enthebt!

Die gute Tochter.

(Charakterbild.)

Gewissenhafte, sorgfältige Erziehung von Seite der Eltern. Die Tochter lohnt dieselbe durch ein musterhaftes Betragen. Sie beweist dies in allen ihren Aeußerungen, die von Ehrerbietung zeugen. Kein barsches, mürrisches Wesen — Freundlichkeit, Bescheidenheit und Anstand in ihren Fragen und Antworten; nicht nur den Eltern gegenüber, sondern auch in deren Abwesenheit gegen andere Personen spricht sie von ihnen mit Hochachtung. Hiemit verbindet sie die reinste, kindliche Liebe, sucht den Eltern Freude zu bereiten, wo sie nur kann — pflegt z. B. des Vaters Blumen sorgfältig, stellt im Frühlinge und Sommer täglich ein Bouquet auf den Nähtisch der Mutter; besondere Aufmerksamkeit bei Namens- und Geburtstagen. Natürlich ist sie auch eine gehorsame Tochter. Unterordnung des eignen Willens unter den

der Eltern, auch wenn es schwer wird. Verbotenes unterläßt sie; Befehlen kommt sie pünktlichst nach, sieht es den Eltern an den Augen ab, was sie wünschen, übernimmt gern alle Geschäfte, welche sie der Mutter abnehmen kann, sucht sich deshalb in den Arbeiten des Hauses und der Küche immer mehr zu vervollkommnen, freut sich schon im Voraus, die Stütze und Pflege der Eltern im Alter zu sein und hat sich sonach das vierte Gebot tief ins Herz geschrieben. Darum bleibt auch der Segen nicht aus, den Gott frommen Kindern verheißen. Heiterkeit und Frohsinn zeichnet sie schon jetzt vortheilhaft aus, Jedermann liebt sie, ihre Unternehmungen haben in der Regel gesegneten Fortgang, und die Zukunft verspricht ihr reichliches Glück und Wohlergehen.

Die Unverträgliche.

2.

Der Garten ist ein Bild der Schule.

(Parallele.)

Wenn Jesus, der himmlische Lehrmeister, in recht überzeugender Weise zu seinen Jüngern sprach, so bediente er sich nicht selten lieblicher Gleichnisse und Bilder und kleidete in solche die trefflichsten Lehren der Wahrheit. Ist sie doch in der That eine gar beredte Sprache, die bildliche Rede, und so wollen denn auch wir den Garten als ein Bild einer christlichen Schule bezeichnen.

Der Garten ist, von einem Zaune umgeben, geschützt vor den zerstörenden Einflüssen des Muthwillens und böswilliger, roher Zerstörungssucht. Oder wie könnte er gedeihen, wenn nicht von ihm abgehalten würden jene Verderber, denen es Vergnügen

macht, sorgfältig gepflegte Pflanzungen zu verwüsten und den fleißigen Bearbeiter um den Segen seiner Mühen zu bringen? — So muß auch die Schule von einem Zaune umgeben und gewahrt sein vor äußeren, verderblichen Einwirkungen. Keinen Zugang in die heiligen Räume der Schule dürfen die Stimmen der Leidenschaft und der Verführung haben; ferne gehalten müssen jene Feinde der Jugend werden, welche zur Sünde verlocken und das Gedeihen der Schule unmöglich machen. Diese Einfriedigung ist der Zaun des göttlichen Gesetzes; nur innerhalb dieser schirmenden Umgebung kann sie eine Pflanzstätte werden, wo man fröhliches Keimen, Grünen und Wachsen wahrnehmen kann.

Der Garten ist ein freundlicher Ort; man wandelt darinnen, umgeben vom frischesten Leben. So ist die Schule, wenn sie in rechter Verfassung ist, ein fröhlicher Aufenthalt, wo man nicht ein dumpfes Hinbrüten, sondern munteres, reges Leben bemerkt, das sich mit jedem Tage lieblicher entfaltet. In ihr gleichen die Kinder den Bäumen, gepflanzet an den Wasserbächen, die ihre Frucht bringen zu seiner Zeit.

Im Garten herrscht die lieblichste Manchfaltigkeit der Pflanzen, verbunden zu schöner Einheit. — So zeigt die Schule an den Kindern jene Vielheit der Anlagen, Gaben und Kräfte, die wieder im harmonischen Akkorde der M e n s c h e n n a t u r sich einigt. D o r t verbindet sich das Angenehme mit dem Nützlichen; h i e r gehen ebenfalls beide Hand in Hand; denn wie duftende Blumen neben fruchttragenden Gewächsen in j e n e m gehegt werden, so erschließt d i e s e nicht blos die Welt des Schönen, sondern auch das Reich des Guten.

Im Garten schafft die pflegende Hand des Gärtners. Sie lockert den Boden, säet, pflanzt, begießt, beschneidet die Gewächse, jätet schädliches Unkraut aus und sorgt, daß die wohlgerathenen Früchte eingesammelt werden in des Hauses Räume. So waltet die erziehende Hand des Lehrers in der Schule. Der treue Lehrer lockert den Boden des kindlichen Herzens, daß dieser fähig werde, aufzunehmen den Samen des göttlichen Wortes und nützlichen Wissens und Könnens. Er wird nicht müde, seinen Pflanzen,

der fröhlichen Kinderschaar, die belebenden Einflüsse der Luft und des Lichtes, des Sonnenscheins und Regens der göttlichen Gnade zugänglich zu machen, daß sie wachsen nach Oben, ihrem Ziele und ihrer Bestimmung entgegen; es verdrießt ihn nicht, die wilden Auswüchse des natürlichen Herzens abzuschneiden und das wuchernde Unkraut der Sünde auszujäten. Möchte er ja doch am großen Tage der Ernte reiche Garben einsammeln sehen in die ewigen Scheunen! Darum freut er sich, wenn gesegnetes Gedeihen seine Arbeit krönt und weiß, daß auch die Schule, wie der Garten, nur dann blühen kann, wenn der Segen von Oben nicht mangelt, und darum hebt er auf seine Augen zu den Bergen, von welchen ihm Hilfe kommt — Freilich sieht er auch, gleich dem Gärtner, manche Pflanze dahin welken, und die liebendste Pflege kann sie vor dem Absterben nicht bewahren; — das thut seinem Herzen wehe; aber er bittet doch den Herrn des Gartens, die Axt nicht alsogleich zu legen an den „faulen" Baum, sondern ihm noch Frist zu geben, „ob er Frucht bringe," und wenn der gesegneten Erfolge überhaupt nur wenige wahrzunehmen sind, so murrt er nicht, sondern wie der Ackersmann harret auf die köstliche Frucht der Erde und ist geduldig darüber, daß er empfahe den Morgenregen und Abendregen, so ist auch er geduldig und stärket sein Herz in gläubigem Vertrauen.

Möchte jede Schule immer mehr zu einem solchen Garten Gottes werden; sie würde das Auge jedes Beschauers entzücken und prangen in unvergänglichem Flor.

Der Schlaf — ein Bild des Todes.

Mit jedem Tage rücken wir dem Tode näher; er erscheint Vielen als ein König des Schreckens und hat allerdings seine sehr ernste Seite; aber ein Christ erbebt nicht vor ihm, schaut ihn in einem lieblichen Bilde — im nächtlichen Schlafe.

Beide — wohlthätige Anordnung Gottes — erfolgen nach noth=

wendigen Gesetzen; kein Sterblicher kann sich ihnen entziehen. Süß ist der Schlaf nach treu vollbrachtem Tagewerk, sanft und ruhig der Tod nach redlich erfülltem Lebensberufe. Nur den Gottlosen schrecken Nacht und Tod, der Gläubige geht ihnen getrost entgegen. Lebensthätigkeit dauert während des Schlafes fort; auch im Tode stirbt der Geist nicht; bei ersterem Träume, bei letzterem die Erinnerung an gute und böse Handlungen.

Vergessen macht den mühevollen Tag des Schlafes Ruhe; von allem Erdenleiden befreit der Tod. Auf den Schlaf folgt ein Erwachen zu neuer Thätigkeit mit gestärkter Kraft; dem Tode folgt ein Erwachen zu einem neuen, vollkommneren Leben, wie der Herr verheißen, und kein Dunkel einer Nacht wird mehr das Leben im Lichte stören; denn Gott der Herr selbst ist die Sonne, welche die Wohnungen der Seligen erleuchtet.

Die wogende See — ein Bild des menschlichen Lebens.

3.

Das fallende Laub — ein Bild des dahinwelkenden Alters.

Heute blieb mir die Wahl des Thema's zu einem Aufsatze selbst überlassen. Unschlüssig, welchem Gegenstande ich mich zuwenden wollte, begab ich mich ins Freie. Ich war allein, konnte mich also meinen Gedanken ganz ungestört hingeben, und bald war ich mit mir einig. Den Sommer mit all seinen Freuden ließ ich nochmals an meiner Seele vorüberziehen, und dann wandte sich mein Blick in stiller Betrachtung gegen die herbstliche Natur. Fast ergriff mich ein Schauder, als ich meine Einsamkeit gewahr wurde. War es ein Wunder, da meiner ganzen Umgebung des Todes Stempel aufgedrückt schien und selbst kein Vogel mehr

seine Stimme ertönen ließ? Daß demgemäß meine Betrachtung eine ernste Richtung gewann, ist natürlich. Allenthalben umrauschte mich das welkende, von den Bäumen fallende Laub, und wie sollte es mich nicht lebhaft gemahnen an das dahinsiechende Alter? — Ist nicht bei ihm, wie bei dem greisen Alter, alle Frische, alle Lebenskraft dahin? Ehemals gewährte es dem müden Wanderer erquickenden Schatten, labende Kühle, da es sich noch an den Zweigen der Bäume zum schirmenden Laubdache wölbte — nun sinkt es zu Boden und rauscht unter der Schwere des Fußtritts. Ists nicht ähnlich dem Greise, von dessen schirmender Hand ehemals die verlassene Unschuld Schutz und Hilfe erwarten durfte, der nunmehr aber selbst hilfsbedürftig, zur Erde gebückt, kraftlos einherschleicht, und über dessen Grab bald der Tritt des Wanderers erdröhnen wird? — Ja, das fallende Laub hat seine Zeit gehabt; es entwickelte sich aus der Knospe, entfaltete sich zum frischesten Leben, dann aber welkte es — und so liegt hinter dem Greisenalter der Kreislauf des menschlichen Lebens. — Wie das Laub einst Sonnenschein und Regen, Ruhe und Stürme sah, so wechselten im Leben des nunmehr gealterten Mannes freudige und traurige Begebenheiten, Friede und Streit. Wie jenes in zahlreicher Gemeinschaft von des Baumes Leben zeugte und nur in ihr seine Bestimmung erreichen konnte, so erscheint die Vergangenheit des Greises durch und durch verwebt in den Verein der menschlichen Gesellschaft, dessen Leben sich ebenfalls im Individuum kund gibt; das Individuum aber kann nur im Anschlusse mit dem Ganzen wirken, will es erreichen den Zweck seines Daseins. Bald wird der Bäume Schmuck, auf den Boden gebettet, vom Schnee des Winters, wie des Greisen Haupt vom Schnee des Alters bedeckt erscheinen; dann sieht nur das Auge der Hoffnung jenseit des Winters wieder neues Leben sprießen. Und so vernehme ich denn bedeutungsvoll das Säuseln des fallenden Laubes; es malt mir die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens, es ist das sprechendste Bild des dahinsiechenden Alters! —

* *
*

Dürre Blätter.

Es rauscht der Winde Gang
Durch starre, dürre Blätter;
Sie fühlen ernst und bang
Den Herbst mit Sturm und Wetter.

„Gebannt an dürren Strauch,
Verwaist, uns selbst zur Bürde, —
O daß in Waldem auch
Uns weich gebettet würde!"

So klagen sie voll Gram
In ihrem Schwanenliede,
Und tief und wundersam
Ergreift michs im Gemüthe.

Das Aufbrechen des Laubes — ein Bild der sich entwickelnden Jugend.

Der Frühling weckt die Natur aus ihrem Schlafe. Die Knospen der Bäume und Blumen bergen seine künftige Herrlichkeit; aber diese ist dem Auge noch verborgen, wie beim neugebornen Kinde zwar Anlagen und Fähigkeiten, aber erst im Keime vorhanden sind. Die Knospen schwellen, von organischer Lebenskraft getrieben, wie das Kind sich auch von innen heraus entwickelt; — Sinnenthätigkeit erwacht, Sprachvermögen zeigt sich ꝛc. Entfaltung bei beiden langsam, zuweilen aufgehalten — dort durch Nachtfröste ꝛc., hier durch Krankheiten ꝛc; — endlich aber erscheint eine Fülle der Blüthen und des Laubes. Fröhlicher Anblick, wohlthuende Eindrücke, schönste Zeit des Jahres. Rothe Wangen, Gesundheit und Wohlsein des Kindes, geeint mit hervortretenden Geistesgaben — dem frischen Laube, den freundlichen Blüthen zu vergleichen — lieblicher Anblick; Jugendzeit — schönste Periode des Lebens. Hoffnungen im Hinblicke auf dereinstige Früchte; Befürchtungen im Anbetracht der Feinde, welche den Ent-

wicklungsgang stören, ja oft am Lebenskeime nagen. — Frühling und Jugend kehren nie wieder, darum weise Benützung!

Die untergehende Sonne — ein Bild des sterbenden Redlichen.

4.

Wie die Arbeit, so der Lohn.

(Sprüchwort.)

Sprüchwörter hört man im Leben häufig, und in den manchfachsten Verhältnissen finden sie ihre Anwendung. Ohne Zweifel läßt sich auch durch den kurzen und bündigen Ausdruck eines Sprüchworts nicht selten eine Wahrheit treffend und scharf bezeichnen. Doch nicht alle Sprüchwörter sind wahr, manche sogar geradezu falsch, wie z. B. „Einmal ist Keinmal!" denn Einmal ist wenigstens Einmal, und daran läßt sich, wie Hebel sagt, „nichts abmarkten." Andere sind nur halbwahr, wie jenes: Kommt der Tag, so bringt der Tag! aber sehr viele haben doch die volle Wahrheit für sich, und zu diesen rechnen wir auch dasjenige, worüber wir uns hier einigermaßen verbreiten wollen; es ist das oft gebrauchte:

„Wie die Arbeit, so der Lohn!"

Was will aber diese sprüchwörtliche Behauptung sagen? Aehnliches, was uns die Worte der heil. Schrift zu Gemüthe führen: „Was der Mensch säet, das wird er ernten!" Schon in den Verhältnissen des Menschen zur Natur finden wir diese Wahrheit bestätigt. Das wohlbestellte Feld gibt nach dem salomonischen Erfahrungssatze reichliches Brod seinem Bebauer und füllt die Scheune des fleißigen Landmanns, während der vernachlässigte Acker dem Müßiggänger Dornen und Disteln trägt; die sorgfältig gepflegte Rebe krümmt sich unter der Fülle saftiger Trau-

ben; der wohlgezogene Baum beugt sich unter der Schwere goldener Früchte; die gut genährte Heerde der Schafe und Rinder wird Quelle des Wohlstandes für ihren Besitzer, während die darbende nur kärglichen Gewinn hoffen läßt.

Schärfer noch tritt die Wahrheit: Wie die Arbeit, so der Lohn! in den Verhältnissen des Menschen zu Seinesgleichen hervor. Nach dem Maße der Brauchbarkeit belohnt der redlichdenkende Herr seinen Diener. Den treuen schätzt er und versorgt ihn auch in den Tagen seines Alters, während der gewissenlose Knecht, des Dienstes entlassen, endlich vor den Thüren sein Brod erbetteln muß. Der fleißige und gewissenhafte Arbeiter wird als solcher bald erkannt, gesucht und mit reichlicherem Tagelohn bedacht, als der nachlässige. Der geschickte Gewerbsmann findet Absatz für seine Erzeugnisse, während die unsoliden Produkte eines Pfuschers den Markt nicht behaupten können. Der Kaufmann, welcher mit „gerechter Waare" umgeht, bringt in der Regel sein Geschäft in Schwung; denn Jedermann schenkt ihm Vertrauen.

Nicht anders ist es auch in der moralischen Welt. „Unglück verfolget die Sünder, aber den Gerechten wird Gutes vergolten!" — Und doch, höre ich sagen, bleiben gar viele edle Thaten unerkannt; oft wird Gutes mit Bösem gelohnt, und mancher verruchte Bösewicht wandelt ungestraft des Lasters Bahn! Mag dies auch also scheinen: in Wirklichkeit verhält es sich anders. Oder trägt denn nicht der Bösewicht schon das beschämende und strafende Bewußtsein in sich, wie der Gerechte das beseligende Gefühl des Friedens? Ist denn, was menschlichen Augen verborgen ist, nicht klar und entdeckt vor dem Auge Gottes? und wird er, der gerechte Richter, nicht einst einem Jeglichen geben, darnach er verdienet hat? Ja unser ganzes Leben ist die Saat, der eine ewige Ernte folgen wird, und wer hienieden noch zweifelte, in jenem Leben wird er, sein Urtheil vernehmend, sich selber zurufen: Wie die Arbeit, so der Lohn!

Morgenstunde hat Gold im Munde.

Langes Schlafen: schädliche Gewohnheit — nachtheilig sowohl für körperliches und geistiges Wohlbefinden, als für das Geschäfts- und Berufsleben. Früheaufstehen daher zu empfehlen; denn man erfährt die Wahrheit des Sprüchworts: Morgenstunde hat ꝛc. — Bildliche Bezeichnung — wohl entstanden im Betracht der Erscheinungen am Morgen; — golden der Strahl des freundlichen Morgensterns, golden der Schein der Morgenröthe, golden das „Auge des Tages.“ Wahrer Begriff. Gold — glänzendes Metall — lebhaft gewünschter Besitz von Jedermann, wird am leichtesten am Morgen gewonnen; denn dieser stimmt zu natürlicher Heiterkeit, zum Frohsinn; darum gehen alle Geschäfte leicht von Statten, werden in einer Stunde weiter gefördert, als am Abende in zweien; manche können sogar nur am Morgen fruchtbringend gethan werden, z. B. Arbeiten im Garten und auf dem Felde, und für geistige Verrichtungen ist vorzugsweise die Morgenstunde von Segen — Frische des Geistes.

Die Frucht der Arbeit zur Zeit des Morgens fällt dem Fleißigen als goldner Lohn in den Schoos — dem Geschäftsmanne reichliche Bezahlung, dem Forscher ein volles Maß von Erkenntniß und Wissen. Ermunterung zur Beherzigung des Sprüchworts.

Was ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten.

5.

„Wie man in den Wald schreit, So hallt es wieder!“

Wem wäre nicht die Geschichte von jenem Knaben bekannt, der im höchsten Unwillen seiner Mutter erzählte, er sei heute im

Walde von einem anderen Jungen geneckt, dann geschimpft worden? und obwohl er sofort das ganze Wäldchen durchsucht, um jenen zu züchtigen, habe er ihn doch nicht finden können. — Die Mutter entgegnete dem unartigen Söhnlein: Diesmal hast Du Dich selbst verrathen. Was Du gehört, war nur der Wiederhall Deiner eigenen Worte; denn wisse:

Wie man in den Wald hineinruft, so hallt es wieder!

Diese Geschichte wiederholt sich im Leben in mancherlei Form. Belästige einen eitlen, eingebildeten Menschen mit dem Geschwätze von deinen Vorzügen, und du wirst bald eine Lobrede auf dessen eigene Vortrefflichkeit vernehmen, und jemehr du hiebei seine Eitelkeit verletzt hast, desto schärfere Pfeile wird er deiner Selbstsucht entgegen schleudern. Uebervortheile den Eigennützigen auch nur mit einem Pfennig, und du kannst sicher sein, daß er darauf sinnt, wie er dich um einen Groschen bringen könne. Laß die Aufwallung deiner Hitze dem Zornigen fühlen, und seine Wuth wird schnell in hellen Flammen auflodern. Kühle deine Rache an deinem Beleidiger, und er wird es dir in erhöhterem Maße zu vergelten suchen. Ja, es ist so: Wie man in den Wald hinein schreit, so hallt es wieder! Die Welt vergilt Böses mit Bösem; — aber ist es denn mit dem Gegentheil derselbe Fall? vergilt sie auch immer Gutes mit Gutem? Hier bestätigt sich leider das Sprüchwort nur selten; vielmehr ist es ihre Weise, Gutes mit Bösem zu lohnen. Oder wer hätte es noch nicht erfahren, daß Undank der Welt Lohn sei? Wem wäre es unbekannt, daß sie zu allen Zeiten ihre größten Wohlthäter auf das Heftigste verfolgte? Mußte nicht ein Sokrates den Giftbecher trinken, und konnte nicht selbst der, welcher die Liebe war, zu den Juden sagen: „Viele Wohlthaten habe ich euch erzeigt von meinem Vater; um welche unter denselben steiniget ihr mich?“ Und als er fortfuhr, zu segnen und wohlzuthun, — haben sie ihn nicht schmachvoll ans Kreuz geheftet? Ja, die Welt lohnt nicht anders. Aber soll auch der Christ sich also zu unserem Sprüchworte verhalten? Wie in den meisten Fällen, hat er auch hier gerade das Gegentheil von dem zu thun, wie es die Welt macht. Vergilt sie

Böses mit Bösem und lohnt Gutes mit Bösem, so vergelte er Böses mit Gutem und lohne Gutes mit Gutem. Und hierinnen hat Christus der Herr ihm das schönste Beispiel gegeben. Er schalt nicht, da er gescholten ward, er drohete nicht, da er litte, er stellte es aber dem heim, der da recht richtet, ja er betete sterbend noch für seine Feinde. An Gelegenheit, ihm nachzuahmen, wird es dir, o Christ, nicht fehlen. Gehe hin und begegne dem engherzigen Egoiste mit edler Aufopferung, dem Geizhals mit rühmlicher Uneigennützigkeit, dem Mürrischen und Zanksüchtigen mit Sanftmuth und Zufriedenheit, dem Aufbrausenden mit ruhigem Gleichmuth, dem Rachesüchtigen mit vergebender Liebe, komme Allen mit Ehrerbietung zuvor; vielleicht wird auch dir hie und da eine freundliche Stimme entgegen hallen und wo nicht, so bist du doch dem Beispiele deines Herrn gefolgt und hast feurige Kohlen auf das Haupt deines Feindes gesammelt.

Gott grüßt Manchen, der ihm nicht dankt.

Gott begegnet dir nicht persönlich, und doch tritt er in tausend Gestalten dir entgegen. Viele sehen ihn nicht. Je sonnenhafter das Auge, desto deutlicher schauest du ihn Offenb. Joh. 3, 18. Viele hören nicht des Herrn Stimme — die Seinen aber vernehmen seine Sprache Joh. 10, 27 — in der Natur, in dem Gewissen, in den Lebensereignissen, im geoffenbarten Worte (Beispiele); — sie wandern richtige Pfade, während jene abirren von dem Wege des Rechts und eigne Bahnen gehen. Bilder aus dem Leben! Herr, öffne mir die Augen, daß ich sehen möge! Oeffne mir das Verständniß, daß ich mit Samuel spreche: Rede, Herr, dein Knecht höret!

Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht.

6.

Die Erzeugung der Leinwand.

(Lehrbeschreibung.)

Unter jenen Stoffen, welche zur Kleidung des Menschen, namentlich aber zur Leibwäsche, verarbeitet werden, ist einer der wichtigsten — die Leinwand. So unentbehrlich dieselbe erscheint, so mühevoll ist ihre Erzeugung. Es ist bekannt, daß sie vorzugsweise aus Flachs gewonnen wird, dessen braunen, glatten Samen man Lein nennt. Schon das Feld, in welches der Lein gesät werden soll, erfordert eine sorgfältige Zubereitung. Es muß mehrmals beackert, geeggt, gelockert und vom Unkraute gereinigt, mehr feucht als trocken sein. Die Zeit der Saat, welche in die zweite Hälfte des Mai und in den Monat Juni fällt, darf ebensowenig bei zu großer Nässe, als lang andauernder Trockenheit gewählt werden, und ist der Same dem Boden übergeben, so bedarf er beständiger Beaufsichtigung, damit nicht die Tauben, große Liebhaber desselben, ihn auffressen. Bei günstiger Witterung treibt er schon nach 8—10 Tagen zwei rundliche Blätter aus dem Boden, von welchem sich die folgenden durch ihre länglich spitzige Gestalt, an dem Stengel sitzend, wesentlich unterscheiden. Mehrmals muß nun das häufig erscheinende Unkraut ausgejätet werden, und hat der Stengel die Länge von etwa einem Schuh und darüber erreicht, so erscheinen die herrlichen himmelblauen Blüthen, die sich in dem hellen Grün gar lieblich ausnehmen; nur sind sie sehr hinfällig und schon nach zwei Tagen verblüht; aber täglich kommen neue zum Vorschein, und so kann man wohl 8—10 Tage lang das Flachsfeld in Blüthe sehen. Nach der Blüthe erscheinen die Samenkapseln, runde „Häuptlein,“ in welchen sich fächerartig der Same ansetzt. Sind noch einige Wochen vorüber, so beginnt der Stengel gelb zu werden, die Kapseln nehmen eine bräunliche Farbe an, und nun ist es Zeit, den Flachs zu „raufen,“ d. h. aus dem Boden zu reißen und, in Büschel gebunden, nach Hause zu schaffen. Hier wird er geriffelt, indem

man ihn durch eng an einander gereihte eiserne Zacken zieht, damit die Samenkapseln abspringen, die hierauf gedörrt und gedroschen werden, und den neuen Samen liefern. Den Flachs selber bringt man nunmehr in die Röste, wobei die markigen Theile erstocken müssen, damit sie sich später von den Fasertheilen leicht trennen. Das Rösten geschieht auf zweierlei Weise. Entweder wird er 10—11 Tage ins Wasser gelegt, oder längere Zeit auf Feld und Rasen ausgebreitet und dem Regen ausgesetzt. Nach der Röste bindet man ihn getrocknet in kleine Büschel, dörrt ihn in einem geheizten Ofen, und nun wird er „gebrecht" und dadurch von den jetzt mürbe gewordenen Marktheilen befreit. Ist er auch noch gehechelt, so kann er gesponnen werden, was in der Regel durch weibliche Hände geschieht. Das so gewonnene Garn wird gesotten, damit es rein und weich werde und dem Weber übergeben, der es zu Leinwand webt. Heutzutage ist freilich an die Stelle der Handarbeit vielfach das Maschinen-Spinnen und Weben getreten; vornehme und nicht vornehme Damen kennen die Spindel häufig nur noch dem Namen nach; aber in früherer Zeit guter Zucht und Sitte suchte jede deutsche Frau eine Ehre darinnen, sich ihr Gewand selbst zu spinnen und zu weben, was jetzt gegen den „guten Ton" verstoßen würde. Nur auf dem Lande versammeln die langen Winterabende noch einen Kreis froher Spinnerinen, die beim matten Kerzenschimmer plaudernd und singend munter die Spindel oder das „Rädchen" drehen. Das Weben bleibt vollends dem Weber von Profession, oder den Maschinen überlassen. Selbst das Bleichen der Leinwand geht häufiger auf dem Wege der Kunst als der Natur vor sich; aber die Stoffe haben unter solcher Behandlungsweise an Güte nicht minder abgenommen, als gute Sitten namentlich aus den Räumen der Fabriken gewichen sind, und dieser Seltenheit reiner Moralität kommt fast das unverfälschte Linnen gleich, da die Leinenwaaren in der Regel mit Baumwolle vermischt in den Handel gebracht werden.

Der meiste Flachs wird in Niederbayern, der Oberpfalz, der Schweiz, in Schlesien, in den russischen Ostseeprovinzen und

in Irland gewonnen. Die bedeutendsten Linnenfabriken befinden sich in Schlesien, im Wupperthale und in Irland.

Außer der Leinwand werden aus dem Flachs, namentlich aber aus Hanf, der eine ganz ähnliche Behandlung wie jener erfordert, auch Seilerwaaren und aus dem feinsten Linnengespinnste Spitzen gefertigt. Barbara Utmann, die Lehrmutter des Spitzenklöppelns, lebte zu Anfang des 16. Jahrhunderts zu Annaberg, wo sich noch jetzt die Hauptniederlage der berühmten erzgebirgischen Spitzen befindet.

Gewinnung der Seide.

Seide: zu allen Zeiten Stoff kostbarer Gewänder — stammt aus Asien, namentlich China, Persien, Indien; — Gespinnst einer Raupe, Seidenraupe genannt, welche sich von den Blättern des Maulbeerbaums nährt. Im 6. Jahrhundert brachten Mönche Wurmeier und Maulbeerbaumsamen nach Europa (Konstantinopel). Verbreitung: Griechenland, Sicilien, Italien, Spanien, Portugal, im 17. Jahrhundert Frankreich, Deutschland. Pflege des Maulbeerbaums — erste Bedingung. Raupenzucht. Raupe in warmen Ländern im Freien, in Deutschland in geheizten Zimmern; Wärme 20, später 16° Reaumur — freier Zugang der Luft. Zeit: Juni, Juli; 32tägige Lebensdauer der Raupe. Sorgfalt und Reinlichkeit in der Behandlung! Nach Ausschlüpfung aus dem Ei, welches die Größe eines Mohnkörnleins hat, täglich zwei- und mehrmalige Fütterung; öftere Häutung; Einspinnung; Cocons. Tödtung der Puppen durch Wasserdämpfe oder trockne Hitze. Abhaspelung der Cocons; 3—4000 Cocons 1 Pfund. Florettseide, Fadenseide; Feinheit des Gespinnstes; Verarbeitung in Fabriken; Handel; Verbrauch.

Gewinnung und Verbrauch der Wolle.

(Baum- und Schafwolle.)

7.

Die Alpenwirthschaft.

Ein großer Theil des Hochgebirgs ist von der Natur zur Weide bestimmt; denn unterhalb der Schneegränze, und wo kein nackter Fels aufstarrt, ist es mit einer dünnen Erddecke überzogen, die keinen Anbau dulden würde, aber Feuchtigkeit von spät schmelzendem Schnee, von Dünsten und Regen genug hat, um Gras und Kräuter zu treiben. Diese wachsen nun freilich nicht in so saftigen Blättern und zu solcher Höhe, wie in fetten Wiesen und Marschländern, dagegen äußerst dicht, wie ineinander gefilzt, und von kräftiger Würze. Man denke sich die Höhe und die Ausdehnung der Gebirge, und man begreift, wie auf den Alpen, wo keine Wälder Wurzelgrund fänden, oder auch in einer Höhe, wo der Baumwuchs schwindet, doch der Gras- und Kräuterplätze eine unberechenbare Menge vorhanden ist. In manchem engen Thale zwischen hohen Felsmassen ahnt der Wanderer nicht, daß droben zwischen auf- und absteigenden Höhen und Tiefen die herrlichsten Bergweiden sind. Das Ländchen Glaris am Glärnisch und an der Limmat ist nur 11 St. lang und 9 St. breit, besteht nur aus zwei bebauten Thälern, und nährt doch über 10,000 Kühe und 5,000 Schafe. Für diese das niedere Gras zu mähen und in die Thäler zu schleppen, wie mühsam wäre dies! Das Vieh muß es selbst abweiden. Alpenkraut in hoher Bergluft ist zudem so heilsam, daß keine Stallfütterung unten ihm Thale ihm gleich kommt. Ganz natürlich hat daher seit undenklichen Zeiten der Bergbewohner den Brauch gehabt, zur Sommerzeit auf den Alpen (so heißen auch die Weideplätze des Hochgebirgs) zu wohnen und das Vieh weiden zu lassen. Zu dem Behuf sind überall auf den Alpen Hütten errichtet, schlechtweg aus über einander gelegten Balken, das Dach mit großen Steinen gegen die Gewalt des Windes beschwert. Der Hirt oder Senn ist wenigstens darin geschützt, kann sein Vieh melken und die Milch handhaben, oder mit andern Worten, seine Alpenwirthschaft treiben.

Die Sennen sind großentheils arme Leute, ihre Nahrung ist Milch oder Rahm, Käsmilch und Zieger, selten noch grobes Brod. Dabei sind sie kräftig und heiter, Bergluft erhält frisch. Selten besorgen sie eigne Heerden, und noch seltner auf eigner Alpe (oder Alme, wie man in Tirol sagt); gewöhnlich werden sie von Besitzern der Alpenplätze hinaufgeschickt, oder pachten eine Alpe und oft die Kühe dazu.

Erfreulich ist der Anblick einer Auffahrt auf die Alpen, d. h. der Auszug einer Heerde, wenn sie im Beginn des Sommers auf die Berge geht. Hirt und Heerde sind voll Lust. Es ist, als wüßten es die Kühe, so jubelnd verlassen sie ihr Dorf, und so munter steigen, ja klettern sie bergan, wenn auch der Weg mühsam ist. Dabei hat der ganze Zug gewisse Ordnung, und an Putz und Jubel fehlt es nicht. Im Appenzeller Land am Säntis geschieht es so: Der Senn mit sauberem Melkeimer auf der Achsel und mit Bändern geschmückt, eröffnet den Zug, der Hund zur Seite, einige weiße Ziegen vorauf. Dann folgen drei Kühe, die schönsten der Heerde, mit prächtig großen Glocken am Halse. Hinter ihnen kommt der Handbub als Gehilfe des Senn, auch mit sauberem Melkeimer und führt die ganze Kühheerde, deren Reihe der Stier (Munni) mit einbeinigem Melkstuhl auf den Hörnern beschließt. Alles Vieh trägt Glocken, oft in harmonischem Geläute. Damit nichts von der Heerde sich verläuft, kommt ein Knecht hintennach, und erst Tags darauf wird aus der Ortschaft das nöthige Geräth — hölzerne Milchkummen oder Zuber, der kupferne Käskessel und dergleichen, auf einem Saumrosse zur Sennhütte geschickt. Butter wird droben wenig gemacht. Käserei ist das Hauptgeschäft, und wird im Großen getrieben. Die kleinsten Schweizerkäse wiegen an 40, die größten an 100 Pfd., und Tag für Tag wird in jeder Sennhütte ein solcher Käs gefertigt, wozu man sämmtliche am gleichen Morgen und Abends vorher gemolkene Milch nimmt. Man verfährt so: Der große an einem Krahn hängende Kessel wird übers Feuer gerückt. Die laulich gewordene Milch bringt man durch ein Stück Laab (gedörrter und gegohrener Kalbsmagen) zum Gerinnen, und rührt

so lange, bis die Zersetzung der Milch fertig ist. Dann wird mit einem großen Leintuch der fette Kästeich herausgehoben und in die platte, runde Form gethan, worin er bis zum folgenden Tage liegen bleibt, um dann im Kässpeicher zur völligen Austrocknung aufgestapelt zu werden. Aus dem übrig bleibenden Käswasser (Molken) scheidet man nochmals eine magere Käsmasse, Zieger genannt, die der Senn zur Nahrung gebraucht. An einigen Orten versteht man solchen Zieger durch Einmischung gedörrten und gepulverten Alpenklees gar schmackhaft und wohlriechend zu machen, besonders im Glarner Land, dessen grüner Kräuterkäs (Schabzieger) im Auslande sehr beliebt ist. Die ganze Verfahrungsart ist interessant anzusehen, aber vielleicht noch mehr die ganze Lebensweise von Menschen und Vieh auf einer Alp. Jede Kuh kennt ihre Glocke und ihren Namen, und Kühe und Ziegen verstehen den Ruf ihres Senn. Man nennt die wenigen zusammen auf- und absteigenden Töne, die der Senn zu singen pflegt oder auf einer Schalmei bläst, den Kuhreigen. Er klingt im Gebirge gar lieblich, und die Seele des Bergbewohners hängt so daran, daß er in fernen Ländern leicht das Heimweh bekömmt, wenn er ihn blasen hört. Selbst Kühe, die einmal auf der Alp gewesen sind, kann man zuweilen dadurch wild machen. — Die Alpzeit dauert nur 12—18 Wochen jeden Sommer, und zwar am längsten auf den niedern Staffeln des Gebirgs, am kürzesten auf den höhern, wo der Schnee früher fällt und später schmilzt. Im Ganzen ähnelt sich die Alpenwirthschaft in den verschiedenen Theilen der Alpenländer, jedoch wird sie in der Schweiz, in Tyrol und Salzburg am besten betrieben. Der Bewohner der savoyischen und piemontesischen Alpen ist in allen Stücken nachlässiger und träger, und benützt also auch seine Alpen nicht so, wie der Deutsche. In den östlichen Alpen ist das weibliche Geschlecht mit der Sennerei beschäftigt; in Steyermark und Oestreich wird auch schon mehr Butter als Käse gemacht, und wo die Gebirge niederer werden, hört die eigentliche Alpenwirthschaft auf.

Gewinnung des Salzes.

Salz: unentbehrlichstes Gewürz, wird gewonnen in zwei Formen — Stein- und Soolensalz. Ersteres in der Regel nicht ganz rein, darum als solches Viehsalz; letzteres das gewöhnliche Kochsalz. Natürliche und künstlich bereitete Soole. Sättigung des Süßwassers durch Salzauflösung mit 27 %. Bergwerk. Salinen, Gradirhäuser, Salzpfannen, Bergleute. Schilderung einer Fahrt durch das Bergwerk. — Einkleidung, Ausstattung, Führer, Gang durch die Stollen (Krystallisation), Rollenfahrt, Wasserleitung, Gruben zur Salzauflösung, Beleuchtung, Soolenleitung, Fahrt auf einem sogenannten Wurstwägelchen, Tageslicht. Die wichtigsten Salzbergwerke und Salinen Deutschlands. Salzhandel (Monopol), Verbrauch.

Die Gewinnung des Brodes.

8.

Die menschliche Kleidung.

(Gewerbliches.)

Alle Thiere sind vom Schöpfer mit jener natürlichen Kleidung versehen, welche sie am angemessensten gegen die Einflüsse des Klima's und der Witterung schirmt — der Bär mit dichtem Pelze, das Schaf mit wärmender Wolle, der Vogel mit schützenden Federn, der Fisch mit deckenden Schuppen; nur dem Menschen, für alle Zonen der Erde bestimmt, mangelt dieses natürliche Kleid. Dafür hat ihm der Schöpfer geistige und körperliche Fähigkeiten verliehen, ein künstliches sich in der Weise selbst zu beschaffen, wie es Lage und Umstände erfordern. Darum nimmt aber auch die Sorge, wie er sich kleide, sein Nachdenken

und seine Thätigkeit vielfach in Anspruch. Aus allen Reichen der Natur, namentlich aus dem Thier- und Pflanzenreiche, wählt er hiezu den Stoff, den er auf die manchfachste Weise verarbeitet, bis derselbe geeignet ist, ihm als Kleid zu dienen. Haare und Wolle, Federn und Pelze, Felle und Häute, Horn und Eingeweide benützt er vom Thiere, um Gegenstände nothwendigen Bedürfnisses oder verschwenderischer Moden zu bereiten, und selbst das unscheinbarste Thierchen, die Seidenraupe, macht er diesen Zwecken dienstbar, während er aus dem Pflanzenreiche besonders jene Gewächse auswählt, welche durch haltbare Bast- und Fasertheile zu Geflechten und Geweben geeigneten Stoff liefern. Wer vermöchte nun aber alle die Handwerker und Geschäftsleute aufzuzählen, wer die Fabriken und Gewerke namhaft zu machen, welche mittelbar und unmittelbar für Hervorbringung der menschlichen Kleidung thätig sind? Da ist eine Regsamkeit, ein Wirken und Schaffen auf allen Theilen der Erde, ein Ineinandergreifen der verschiedenen Thätigkeiten, ein Verkehr zwischen den entlegensten Ländern und entferntesten Völkern, daß man staunt ob solch mächtiger Triebfeder, welche alle diese Kräfte in Bewegung zu setzen vermag. In den unwirthlichen Gegenden des kalten Nordens nimmt der Mensch als Jäger den Kampf auf mit wilden Bestien, um ihr Fell als Beute zu erhalten; in den heißen Tropenländern wagt er sich an giftige Schlangen und andere Ungeheuer, um ihnen die Haut abzustreifen; er pflegt in der gemäßigten Zone als Hirte der Heerde, um Wolle, Häute und Pelze zu gewinnen, oder er kultivirt als Landmann den Boden, um ihm jene Pflanzen zu entlocken, welche ihm die gewünschten Stoffe bieten.

Hat er in solcher Weise die nöthigen Rohprodukte gewonnen, so läßt er dieselben von Hand zu Hand wandern durch die unzähligen Werkstätten der Hand- und Fabrikarbeiter in Spinnereien, Webereien, Gerbereien 2c. und übergibt sie, so zubereitet, dem Handel, durch den sie von Land zu Land, von Stadt zu Stadt gelangen. Hier werden sie nun reichhaltig bald in großartigen Lagern aufgestapelt, bald in wohleingerichteten Läden frei

zum Verkaufe ausgeboten. Und in welch manchfaltige Formen bringt sie des Menschen Kunstfleiß erst nun! Der Orientale bereitet sich daraus einfach sein langes, faltenreiches Gewand und schlingt den kunstreich gewebten Shawl um das glatt geschorne Haupt, während der Abendländer, ganz anderem Geschmacke huldigend, seinen Körper in jener manchfachen Weise umhüllt, die ihm am angemessensten erscheint. Anders kleidet er sich als Landmann, anders als Städter, anders als Gewerbsmann, anders als Künstler, anders im Norden, anders im Süden, und durchaus verschieden von der Kleidung des männlichen, erscheint die Kleidung des weiblichen Geschlechts. Aber auch die Zeit wandelt das Kleid des Menschen. Was vor einem Jahrhundert, ja selbst vor einem Jahrzehnt noch gefiel, wird jetzt als altmodisch bezeichnet, und wollte der Einzelne jenen Geschmack festhalten, er würde zum Gelächter der Menge werden; denn man denkt nur selten daran, daß der Geschmack von heute der unerbittlichen Kritik kommender Zeiten nicht minder verfallen wird, wie jener vergangener Jahrhunderte der gegenwärtigen bereits verfallen ist. Ja die Mode hat sich zu einer Macht gestaltet, deren Einfluß man sich nicht ganz und gar entziehen kann. Bleibt ja das allgemeine Urtheil über den Einzelnen nie unbestochen von seiner äußeren Erscheinung; denn leider übersieht man in der Regel die Wahrheit, daß das Kleid nicht den Mann macht; vielmehr kann man in dieser Beziehung das unrichtige Sprüchwort zur Geltung kommen sehen: „Kleider machen Leute!“ Hieraus erklärt sich denn auch die Sucht, so sorgfältig der neuesten Mode zu folgen, die kostbarsten Gewänder zu tragen, äußeren Prunk über Alles zu stellen.

Zwar nicht ganz gleichgiltig ist die Wahl der Kleidung; immerhin wird sie gewisse Anhaltspunkte bei dem Urtheile über Geschmack nnd Charakter eines Menschen geben; aber sie darf nicht als Hauptsache betrachtet werden. Ein einfaches, solides Gewand kleidet am besten — namentlich Jungfrauen, welche noch überdies mit Schamhaftigkeit, Zucht und guter Sitte geziert sind. Für Jedermann aber und zu allen Zeiten bleiben jene Worte

der ewigen Wahrheit beherzigenswerth: „Ist nicht der Leib mehr, denn die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde an, wie sie wachsen! Sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht, und ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselbigen eine!"

Menschliche Speisen.

Kein Geschöpf genießt so verschiedene Speisen, als der Mensch; er nimmt sie aus den drei Reichen der Natur. Diese Manchfaltigkeit ist begründet im Organismus des Menschen (Bau des Kiefers ꝛc.), wird aber auch bedingt vom Lebensalter (Säuglings-, Mannes- und Greisenkost), sodann von dem Bildungsgrade eines Volkes und dessen Sitten und Gebräuchen. Südamerikanische, malayische und Negerstämme essen unter Anderem eine fettige Erdart, Schlangen, Kröten und andere eckelhafte Thiere, Menschenfleisch ꝛc., Eskimo's und Lappländer: Thran, Speck, Moose ꝛc., Fischer, Jäger, Nomadenvölker, civilisirte Nationen — mancherlei Gerichte. Weitere Verschiedenheit — durch die Beschäftigung bedingt — Handarbeiter kräftige, derbe Kost, bei geistiger Thätigkeit leichte Speise; ferner durch die Religion — reine, unreine Thiere 3. Mos. 11. Fastenspeisen 2. Mos. 12, 15, 17—20; durch das Klima eines Landes — heiße Länder bedingen andere Kost, als kalte ꝛc.

Welche Personen und Stände beschäftigen sich mit Gewinnung der Rohprodukte? welche mit der Zubereitung? Handelsartikel.

Gesunde und schädliche Nahrungsmittel (Gewürze). Mangel und Ueberfluß. Matth. 6, 25. 26.

Menschliche Getränke und deren Einfluss auf den körperlichen und geistigen Zustand des Menschen.

9.

Der Häringsfang.

Kaum gibt es es ein wunderbareres Geschöpf, als den Häring, dessen Geschichte in den tiefsten Tiefen des großen Salzwassers noch gar nicht so genau erforscht ist, als man meinen mag. Unter allen den kaltblütigen Geschlechtern in beschuppter Haut ist das seine wahrscheinlich das zahlreichste; denn wer zählte die ungeheuren Schwärme, welche jährlich aus den Meerestiefen aufsteigen, an allen Küsten des nördlichen Europa's erscheinen, zu Milliarden gefangen, zu Milliarden eine Beute der Raubfische werden, und doch immer wieder in der gleichen zahllosen Fülle zum Vorschein kommen. Der Häring erscheint und verschwindet mit bewundernswürdiger Regelmäßigkeit. — Lebt er eine Zeit lang in dem hohen Polarmeere, hat er dort in Tiefen, wohin kein Senkblei reicht, seinen geheimen Staat gegründet, und zieht er von dort, wie die Reitervölker der Steppen jährlich aus, um die Meere zu durchschwärmen? Man kann sich solchen Träumen hingeben, wenn man von den Häringskönigen hört, welche die Schwärme anführen und in ihren silberglänzenden Rüstungen ihnen voraufziehen. Die Häringskönige sind Sensenfische, welche zehn Fuß lang werden und häufig, als Prinzen und Herzöge, in Wahrheit den Kreuzzug zu leiten scheinen. — Man weiß nun wohl, daß der Häring im Frühjahre an die norwegische Küste schwimmt, um zu laichen, und wieder abzieht, sobald dieses Geschäft verrichtet ist; aber es erscheinen im Sommer und Herbst auch andere Schaaren, entweder von solchen, die nicht Milch, noch Rogen enthalten, oder Schwärmer von junger Mannschaft, welche vielleicht von fernen Brüteplätzen kommt.

Zu allen Zeiten aber ziehen einzelne, unermeßliche Heere aus, bald von Schottland herüber, bald in die Ostsee, bald nach Holland's Küsten, bald in die Fjorde der Finnmarken oder tief hinab in die norwegische oder schwedische Küste, durch Kattegat und Sund, und so genau ist der Mensch von ihrem Kommen

und Gehen unterrichtet, daß er Alles vorher zu ihrem Empfange vorbereiten kann. — Woher sie kommen, wohin sie gehen, das weiß er freilich nicht, aber den Fischern und Kaufleuten ist es genug: sie sind da! und er eilt, diesen Besuch zu benutzen. Der Häring erscheint jährlich dreimal an der Küste von Norwegen, aber der Hauptfang geschieht im Februar. Es ist dies die Frühlingsfischerei, sie liefert die größte Menge und die fetteste, größte Art des Fisches. Auf einem kleinen Raum sind oft im Februar wenigstens zweitausend Böte, die mit zwölftausend Mann bemannt sind, mit Häringsfischen beschäftigt. Die Fischer begeben sich Ende Januar auf die Inseln hinaus, miethen Hütten und Plätze, thun sich nun in Gesellschaften zusammen und bestimmen die Theilung, lassen sich Fischplätze anweisen, wo sie ihre Netze auswerfen sollen, treffen Verabredungen mit dem Empfänger ihrer Waare und erwarten dann die Häringsschwärme, denen sie ungeduldig täglich bis ins Meer entgegenfahren, um den lang ersehnten, silberblauen Schein zu entdecken, welcher das Nahen der Beute anzeigt.

Noch ehe jedoch die Stunde schlägt, verkündigen schnelle und fürchterliche Wächter den Heranzug des Thieres. Einzelne Wallfische streichen an der Küste hin und werden mit lautem Jubel begrüßt, denn der Wallfisch ist der sichere Verkünder des Härings. Es ist, als habe er den Auftrag erhalten, den Menschen die Botschaft zu bringen, sich zum Angriff bereit zu machen. Sein Schnauben in der ungeheuren Wasserwüste, seine Fontainen, die aus den Wogen steigen, wunderbare Springbrunnen, die in den Lüften funkeln, sind seine Sprache: Gebt Acht! wir liefern sie euch, seid bereit und fertig. Hat der Wallfisch seine Sendung vollbracht, so jagt er zurück zu seinen Gefährten und hilft ihnen den geängstigten Häring rascher gegen die Küste treiben, wo sich dieser in die Scheeren, zwischen die Inseln und Klippen drängt und, um grimmigen Feinden draußen zu entkommen, andern noch schrecklichern in die Hände fällt. Denn hier erwarten ihn die Fischer mit den Netzen. — Jedes Boot hat deren sechs und dreißig, die meisten zwei Faden lang und einen tief. Mehrere

werden aneinander geknüpft, man stellt sie in Reihen auf, mit Steinen unten beschwert und von Holzklammern oben gehalten. Wären die Netze größer, so würden sie reißen; denn der Häring steht so dicht zusammen, daß, wenn der Fang gut ist, in jeder Masche des Netzes auch ein Fisch steckt. Dabei ist seine Menge so ungeheuer, daß er zuweilen eine Wand bildet, welche bis auf den Grund hinabreicht, und von deren Druck nach oben die Boote dann mehrere Zoll aus dem Wasser gehoben werden. Achtzehn Netze stellt jedes Boot und wirft die andere Hälfte aus, sobald die erste mit dem Fang herausgezogen. Und während nun jene sich wieder füllen, rudern die Fischer mit den armen Opfern ihrer Schlauheit zum Strande, wo der Kaufmann wartet. Dort werden sie gezählt und ihm überliefert. Schaluppen stehen bereit, in deren Raum die Fische geworfen werden, und sobald die Fahrzeuge gefüllt, eilen sie nach Stavanger oder Bergen.

Dort nun eröffnet sich an der deutschen Brücke ein neues Schauspiel. Arbeiter karren den Häring aus den Schiffen unter die Durchgänge der Häuser. Hier sitzt, von Tonnen umringt, eine gehörige Anzahl Menschen, größtentheils alte Frauen, die, mit dem Messer in der Hand, das Werk des Auskehlens verrichten. Die Karren werden bei ihren Plätzen umgestürzt, so daß sie halb in Fischbergen begraben sind, und sie ergreifen den einen nach dem andern, schneiden ihm die Kehle auf und reißen mit einem kunstgemäßen Zug Gedärm und Eingeweide heraus. Dann werfen sie ihn in die bereitstehenden Tubben, und sie haben in dieser Arbeit eine solche Geschicklichkeit, daß vielen tausend Fischen täglich dasselbe widerfährt.

Sobald die Tubben gefüllt sind, werden sie von andern Arbeitern an den Platz des Einsalzens gefahren, dort in die Fässer gepackt, mit der Salzlake begossen, vom Böttcher geschlossen, und nun, in dem Magazin aufgestapelt, sind sie zur Ausfuhr fertig und bereit. Wenn man bedenkt, daß in den letzten guten Zeiten von Bergen allein jährlich beinahe 300,000 Tonnen Häringe ausgefahren sind, kann man sich wohl einen Begriff von der Größe und Lebendigkeit dieses Handels machen. Alle ge=

winnen dabei. Das Holz zu den Tonnen kommt aus den Wäldern, und die Eigenthümer derselben, die Bauern, welche es heranfahren, die Handwerker, welche es verarbeiten, die Frauen und Kinder, die den Häring kehlen, die Männer, welche ihn herbeischaffen, die Fischer und Schiffer, die Bootsleute und Rheder, vor Allem aber die Kaufleute theilen sich in den Vortheil.

Der Fang geht ununterbrochen vier Wochen lang und oft länger vor sich. Wie viele Fische auch täglich in dieser ungeheuren Zahl von Netzen herausgezogen werden, die Masse der übriggebliebenen scheint dadurch nicht vermindert. Immer neu drängt sich das unermeßliche Heer herauf auf die Oberfläche, und draußen vor den Scheeren, oft mitten zwischen den Fischerbooten, liegen die Wale, wie abgerichtete Schäferhunde, und scheuchen die furchtsame Heerde zurück, wenn sie Miene macht, sich zu entfernen. Mensch und Wallfisch haben einen Bund geschlossen zur Vernichtung des unglücklichen, widerstandslosen Gefangenen, der ihrer Wuth allein durch seine unvertilgbare Menge spottet, welche sich zur Schlachtbank drängt. Hunderte von Walen haben das Häringsheer herangetrieben, sie haben es schon weit im Meer erspäht, als es, von unbekannten Ursachen gezwungen, aus den Tiefen emporstieg. Kühnen Wüstenräubern gleich, haben sie dem Zuge aufgelauert, täglich ihn anfallend, ihren gierigen Hunger gestillt, und jetzt liegen sie, riesenhaften Baumstämmen gleich, bewegungslos dicht vor dem Fischwalle, der nicht mehr entgehen kann, und in ihren geöffneten Rachen ziehen sie, wie im Strudel, mit jedem Athemzuge eine Anzahl lebendiger Geschöpfe hinab, deren Blut und Fleischstücke, mit grünlichem, übelriechendem Wasser vermischt, ihre Naslöcher in hohen Fontainen ausspritzen. Das mächtige Thier schwimmt in seinem Elemente mit der Geschwindigkeit eines Vogels. Trotz seiner unförmlichen Gestalt und seiner scheinbaren Trägheit ist es in allen seinen Bewegungen ein Musterbild der Kraft und Gelenkigkeit. Jetzt noch auf der Oberfläche des Meeres ruhend, ist es im nächsten Augenblicke verschwunden und tief hinabgesunken; im andern sieht man seine hohen Rückenflossen weit davon wieder emportauchen und wie ein

Pfeil durch das Wasser rauschen. Jetzt ist es hier, jetzt dort, und immer ist es beschäftigt, den Raub zu verschlingen, der ihm aufstößt. Wie viele Tonnen Häringe täglich von diesen Ungeheuern verbraucht werden, ist leicht zu denken; aber die Fischer machen sie ihnen nicht streitig, sie haben ja dennoch mehr, als sie nehmen können. Der Wallfisch ist im Gegentheil Gegenstand ihrer Sorge, Niemand darf ihn beleidigen, Niemand ihn von seinem Platze vertreiben; er ist ihr Gefährte, ihr Freund und Diener, den sie lieben, und das Thier scheint dieses wohl zu wissen; denn so scheu und empfindlich es auch sonst ist, ruhig liegt es hier zwischen den Barken und verspeist, ganz unbekümmert um alles Geschrei und Gelärm, seinen Antheil an der gemeinsamen Beute.

Unter allen Beschwerden ist aber wohl keine so furchtbar, wie die des Fischfanges an diesen Küsten. Man denke sich dies nordische Meer am Ende des Januarmonats, von Orkanen zerpeitscht, die mit rasender Wuth über nackte Klippen jagen. Man denke sich diese Brandungen, diese eisigen Wogen, diese kalten Regengüsse, die Schneestürme, die Elemente verbündet und im Aufruhr, dann erst ist es doppelt wunderbar, wie zähe die Kraft des Menschen, wie kühn sein Wollen, wie gierig sein Verlangen nach Gewinn, wie sonderlich seine Körper- und Geistes-Organisation. Er, der sich nur durch Kunst des ewig beweglichen Elements bemächtigt hat, der sich nur mit Verachtung seines Lebens darauf erhält, er fragt nicht nach Sturm und Eis und den entsetzlichsten Entbehrungen. Eine Art Raserei bemächtigt sich seiner: die Fische sind da! und er muß sie fangen, sie tödten, mit Walen und Adlern um den Preis streiten! Diese Empfindungen hat er mit zur Welt gebracht, er hat sie mit der Muttermilch eingesogen, er kann nicht anders. Gebt dem armen Fischer ein gutes Feld, das ihn ernährt, wenn er halb so viel arbeitet, als in seinem lecken Boote, er wird es verschmähen, — verschmähen, wie der Jäger das bequeme Haus verschmäht. Die Sehnsucht des Einen hängt an den Meereswogen, die des Andern an dem rauschenden Waldesdunkel; der Eine träumt von ungeheuren Netzen und dem Gewimmel silberglänzender Beute darin, der Andere

von dem Horngerüst weidender Heerden, von dem Knall seines Feuerrohrs und von fließendem Blute.

Von dem Frieden des Hauses, von dem Rauschen der Aehrenfelder, von der himmlischen Stille des Lebens wissen die Fischer nichts. Armuth und Elend wiegen bei den Kindern der Erde die Last des geordneten Lebens nicht auf. Auf den Bergen schweifen, auf den Wellen fahren, dünkt denen, die dazu geboren sind, viel schöner, als in Städten wohnen und an vollen Tischen sitzen.

Perlenfischerei.

Perlen: kostbarste Gegenstände des Schmuckes. Seltenheit und Mühseligkeit ihrer Gewinnung. Perlen erzeugen sich in 2 Arten von Muscheln — Perlenmutter- und Perlenmuschel; erstere in den ost- und westindischen Gewässern, letztere in mehreren Flüssen Deutschlands. Orientalische Perlen — schönste und kostbarste — erzeugen sich wahrscheinlich entweder durch krankhafte Auswüchse und Verhärtungen (durch Einbohren von Würmern), oder durch verhärteten Schalensaft. Künstliche Erzeugung durch Einschiebung fremdartiger Körperchen in die Muschel.

Gewinnung der Perlen geschieht durch Taucher. Taucherglocke. Nicht alle Muscheln haben Perlen, perlenhaltige gewöhnlich 8—12 Stück. Gewonnene Perlen durch 9 Siebe gesondert, nachdem sie von den zur Verwesung gebrachten übrigen Theilen gereinigt sind.

Arten und Werth der Perlen. Der Größe nach 1) Kirschperlen bis zur Größe einer welschen Nuß. Die größte, einem Taubenei gleich, im spanischen Schatze 25 Karat schwer, 80,000 Dukaten werth. 2) Saatperlen werden zusammen gewogen; die größten nach der Zahl verkauft, Zahlperlen.

Der Form nach ganz runde — Tropfen, die länglichen — Perlenbirnen, von unregelmäßiger Gestalt — Barokperlen. Werth der Perlen — bestimmt nach der Größe, vollkommen runder

Form, hell durchsichtigem Glanze. In Europa die weißen, wasserhellen, von den Indianern und Arabern die gelben am meisten geschätzt, im Oriente überhaupt die farbigen — gelbliche, grünliche, röthliche, schwärzliche. Die größte Perle, im Werthe von einer halben Million Thaler, soll Kleopatra bei einem Gastmahle in Weinessig aufgelöst, auf die Gesundheit des Antonius getrunken haben.

Der Zobelfang.

10.

Die Dichtkunst im Mittelalter.

(Zur Charakteristik dieser Zeit.)

Sobald der Mensch der Sorge für die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens überhoben ist, so erwacht auch allmählig sein natürliches Gefühl für das Schöne, sein Gefallen an höheren, geistigen Verrichtungen, die das Leben erheitern und veredeln. Unter diesen stand im Mittelalter die Dichtkunst oben an und wurde vorzüglich vom Adel gepflegt. Sie war ihm eine süße Erholung von den ernsten Sorgen des Tages, von dem wilden Getümmel der Schlachten. Auf die Entwicklung dieser schönen Kunst hatten die Kreuzzüge den wirksamsten Einfluß. In dem fernen Morgenlande wurde der Kreuzfahrer durch die seltsamsten Erscheinungen wunderbar überrascht. Die heiligen Orte, wo einst der Erlöser wandelte, die Pracht und der Reichthum des Orients, die wunderbaren Irrfahrten frommer Pilger, die vielen Abentheuer der Ritter, dann auch die Sehnsucht nach den theuern Zurückgebliebenen, dieses und manches Andere regte mächtig den Geist auf und bot zu den Dichtungen den reichhaltigsten Stoff. Wahre Begebenheiten wußte die aufgeregte Einbildungskraft mit reizenden Märchen aller Art auszuschmücken.

In den anmuthigen Thälern des südlichen Frankreichs und Spaniens, wo die Einbildungskraft der Bewohner feurig ist, wie der Himmel, unter welchem sie leben, trieb die Dichtkunst ihre höchsten Blüthen. Auf den Burgen der Ritter bei fröhlichen Festen und Mahlen erschien der Troubadour mit der lieblich klingenden Harfe in der Hand, Ritter und Damen begrüßten mit stiller Freude den lieben Gast und hörten seinen gefühlvollen Gesängen zum Klange der Harfe zu. Von Frankreich aus verbreitete sich dieses lustige Handwerk — so nannte man es — über die angränzenden Staaten. Auch Deutschland hatte seine Troubadours, die man hier Minnesänger nannte, weil der Hauptgegenstand ihres Gesanges die Minne oder Liebe war; — Hunderte von solchen Dichtern werden genannt. Ihre Reihe beginnt mit Heinrich von Veldeck, ihm folgten Hartmann von der Aue, der zartfühlende Gottfried von Straßburg, der ernst und trübe Wolfram von Eschenbach, der heitere Walter von der Vogelweide, der große Meister Heinrich von Ofterdingen, sämmtlich aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. Oft kamen diese liederreichen Sänger zusammen zu einem poetischen Wettstreite. Doch nicht die Liebe allein war der Gegenstand ihres Gesanges, sondern auch die Schönheiten der Natur, die Reize des Frühlings, die Heldenthaten der Ritter und ihre wunderbaren Abentheuer. Besonders in Schwaben, an den Höfen der damaligen Kaiser, der kunstliebenden Hohenstaufen, ließen sich diese Sänger hören und wurden deshalb auch wohl schwäbische Dichter genannt. Selbst Kaiser und Könige ergötzten sich, wenn sie von den ernsten Sorgen der Regierung ruhten, an diesem lustigen Handwerke. Unter dem Kaiser Friedrich II. erstieg die vaterländische Dichtkunst den höchsten Grad der Begeisterung, indem sie als Lieblingsunterhaltung deutscher Fürsten und als die vorzüglichste Würze gesellschaftlicher Freuden galt.

Schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts verbreiteten sich Dichtkunst und Gesang von den Burgen der Ritter auch in die Städte. Die Bürger fanden Vergnügen daran, in Erholungsstunden die schönen Lieder und Erzählungen der Minnesänger zu

lesen. Manche, die in sich einiges Talent fühlten, ahmten ihnen nach und fingen in Nebenstunden an, fleißig zu dichten. Bald bildeten sie, gleich anderen Handwerken, eine besondere Zunft unter sich und wurden, weil sie Meister ihres Handwerks waren, Meistersänger genannt. Sie hielten, wie andere Zünfte, regelmäßige Zusammenkünfte auf ihrer Herberge oder Zeche. Die öffentlichen Singschulen oder Wettstreite aber wurden in den Kirchen, Nachmittags an Sonn- und Festtagen gehalten. Es wurden hier durch vier Merker, d. i. Zunftvorsteher, biblische Gesänge gewählt, beurtheilt und dem, welcher am glättesten, d. i. am fehlerfreiesten gesungen hatte, öffentlich der Preis ertheilt. Dieser bestand aus einem Gehänge mit Münzen; auf einer war der König David mit der Harfe abgebildet; der Sänger hieß deshalb auch Königs-Davids-Gewinner. Zu Mainz, Nürnberg, Straßburg, Augsburg, überhaupt in den süddeutschen freien Reichsstädten bestanden mehrere Jahrhunderte hindurch solche Singschulen der Meistergenossenschaften. Einer der merkwürdigsten Meistersänger war Hans Sachs, ein ehrsamer Schuster zu Nürnberg, der um das Jahr 1555 lebte. Er schrieb 6048 geistliche und weltliche Gedichte, von denen aber kaum der vierte Theil auf uns gekommen ist.

Ursachen und Beginn der Kreuzzüge.

Peter von Amiens.

Ausbreitung des Christenthums — Liebe zu dessen Stifter, Verehrung der heiligen Stätten, die sein Fuß betrat. Konstantin, erster christlicher Kaiser — Erbauer einer Kirche des heil. Grabes — Helena's Wallfahrt dahin. Häufige Pilgerfahrten, Bußübungen, Klöster in Jerusalem, Herbergen der Pilger, Andenken an das heil. Land — Reliquien. Araber, Herren des Landes — Begünstiger dieser Pilgerfahrten. Paläſtina im Jahre 1072 von den seldschuckischen Türken erobert. Pilger erfahren Verfolgungen, schmähliche Beleidungen aller Art; Patriarch von

Jerusalem selbst gemißhandelt. Hohe Abgaben für die Erlaubniß, Jerusalem zu besuchen. Klagen in Europa über die Leiden der Pilger.

Peter von Amiens, früher Einsiedler, jetzt Priester, klein und unansehnlich von Gestalt, aber feurigen Auges, beginnt die Wallfahrt 1093, bezahlt den Zins und betritt die heil. Stadt. Seine Begeisterung beim Anblick der heil. Orte, dagegen tiefe Wehmuth und Entrüstung im Hinblick auf das viele Elend der Christen und die Entweihung der heiligen Stätten durch Ungläubige. Entschluß, für die Rettung zu wirken. Besuch bei dem Patriarchen Simeon. Erklärung des letzteren: die Kraft der morgenländischen Christen sei zu schwach, dagegen — zwar ärmer und einfacher, aber kräftiger und gläubiger sei das Abendland, und nur von dorther die Erlösung möglich. Schreiben an den Papst und die abendländischen Fürsten. Peter betet nochmals in der Auferstehungskirche, wird vom Schlafe übermannt. Christus erscheint ihm und befiehlt: „Stehe auf, Peter, eile und vollbringe kühn, was Dir auferlegt worden, ich werde mit Dir sein; denn es ist Zeit, daß das Heiligthum gereinigt und meinen Dienern geholfen werde." Peters Rückkehr zum Papste Urban; seine Schilderung der Leiden ꝛc. der Christen in Palästina. Der Papst, für die Sache gewonnen, sendet Peter von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, „die kalten Herzen zu erwärmen." Dessen hinreißende Beredtsamkeit — im grauen Pilgerkleide, barfuß und mit entblößtem Haupte, reitend auf einem Esel, das Crucifix in der Hand — Begeisterung für ihn. Kirchenversammlung in Piacenza 1095, dann zu Clermont. Peters ergreifende Rede — Worte des Papstes. Ausruf der Menge: „Gott will es!" Rothes Kreuz auf der rechten Schulter — Zeichen des Unternehmens, daher Kreuzfahrer. Voraneilende Haufen. Erster Kreuzzug 1096. Gottfried von Bouillon.

Schädliche und heilsame Folgen der Kreuzzüge.

11.

Die Vehmgerichte.

Durch ganz Deutschland bestanden im Mittelalter „heimliche“ Gerichte, welche man Vehmgerichte, Freigerichte und nach ihrem Entstehungsorte westphälische Gerichte nannte. Lange war über sie ein sagenhaftes Dunkel verbreitet; erst im Jahre **1408** taucht die erste deutlichere Spur von der Verfassung dieses Gerichtes auf. Kaiser Ruprecht nämlich wendete ihm seine Aufmerksamkeit zu und ließ sich von einigen deputirten Freigrafen, welche man, wie alle Bundesgenossen der heiligen Vehme, auch Wissende nannte, eine Reihe von Fragen beantworten, wodurch einiges Licht über sie verbreitet wurde.

Die Herkunft des Wortes „Vehme“ ist streitig. Einige wollen es von Fama ableiten und mit dem Begriffe des guten und bösen Leumunds in Verbindung bringen, was keineswegs widersinnig ist, da die Vehme allerdings gewissermassen, wie die heutige Jury, nach moralischer Ueberzeugung richtete. Aber Jakob Grimm hat in dem Bruchstücke eines alten Gedichtes das Wort **vême** gefunden, welches daselbst rein in der Bedeutung von Gericht steht; er beruft sich ferner auf die niederländische Mundart, wo **veme** gleichbedeutend mit Ding, thing, ist. Es ist also ursprünglich wohl ein so allgemeiner Ausdruck, wie das Wort „Gericht,“ der aber in der Umgestaltung der Sprache einen besonderen Sinn bekam.

Die Vehmgerichte wurden unter freier Sonne auf den alten Dingstätten oder Malplätzen gehalten, wo einst der Richter die germanische Gemeinde versammelt, wo der karolingische Graf seine **placita**, d. h. die regelmäßigen und deshalb ungebotenen, ohne ausdrückliche Ladung zusammengetretenen Gerichte gehalten hatte. Von verborgenen Orten, wie sie hie und da geschildert werden, von düsteren Gewölben ist keine Rede. Die uralte Heiligkeit der Malstätte, die Rechtsstrenge, zu welcher sich die Vehme entwickelte, der hinzutretende Begriff des zu schützenden

Christenthums und das Verhältniß zum heiligen römischen Reiche gaben ihr auch den Beinamen eines „heiligen" Gerichts. Der Ausdruck „Wissende" stammt von weisen, das Recht weisen, das Urtheil finden, und bezeichnet also die Richter als solche. Vielleicht wurde der Schöffe auch „Wissender" genannt, weil er um die Geheimnisse der heiligen Vehme wußte.

Das Gerichtspersonal bestand aus dem Freigrafen, den Freischöffen und dem Umstand, nämlich den vemenoten oder Vehmgenossen, den Freien, welche nach Art der alten Volksversammlung das Gericht im Kreise umgaben. Später, als der Bund sich weit verzweigt hatte, viele Freigrafschaften gebildet waren und nur noch Wissende zugelassen wurden, bestand die ganze Umgebung aus Freischöffen, welche oft zu Hunderten, ja zu Tausenden versammelt waren. Dazu kam noch der Frohnbote als Gerichtsdiener.

Der Hauptsitz der Gerichte war Westphalen. Wer Schöffe werden, wer eine Sache vor die Vehme bringen wollte, mußte dorthin reisen; zur Vollstreckung des Urtheils konnte er bei den überall verbreiteten Schöffen immer auf sicheren Beistand rechnen. Die Benennung „rothe Erde" für Westphalen ist unerklärt; es läßt sich aber vermuthen, daß sie Anfangs nichts bedeutete, als den Gegensatz zu geschlossenen Gerichtshallen, das offene Richten unter freiem Himmel, auf dem bloßen Boden; da dies aber fortwährend auf dem westphälischen Boden geschah, so wurde die Bezeichnung mit der Zeit auf Westphalen selbst übertragen.

Die Vehme hatte sich anfangs hauptsächlich mit Civilsachen beschäftigt; zur Zeit ihrer Ausbreitung aber brachte es schon die Ursache ihres großen Aufschwungs mit sich, daß sie sich zum Criminalgericht erhob. Diese Ursache nämlich war nichts Anderes, als die in Deutschland eingerissene Gesetzlosigkeit, das Toben der Fehden, der Trotz des räuberischen Adels, der die Gerichte und die höchste Acht des Reiches verhöhnte, — ein Zustand, welcher täglich predigte: „Es kann der Beste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt." Die Hauptgegenstände, welche als „Vehmwroge," als vehmwürdige Sache vor dieses Gericht gezogen wurden, waren deshalb Gewaltthat und

Friedensbruch. Dazu kam noch die Ketzerei, das Landabpflügen, vor Allem aber der Meineid. Gemeiner Diebstahl war ebenfalls Vehmwroge, und eine Urkunde enthält gegen einen Dieb, der vierzehn Goldgulden gestohlen, das Urtheil, „man solle ihn zwischen Himmel und Erde hängen, daß er das nicht mehr thue."

Das Verfahren der Vehme war ganz aus den alten Gerichtsformen herausgewachsen. Namentlich begann das Gericht mit der Frage des Freigrafen an die Anwesenden, ob hier die rechte Dingstätte, Zeit und Stunde sei, ein Freigericht zu hegen. Auch die ganze darauffolgende Verhandlung ging in Gestalt von Fragen und Antworten vor sich. Ueber jeden vorkommenden Gegenstand fragte der Freigraf bei den Schöffen an, welche sodann das Recht wiesen, das Urtheil fanden; denn sie repräsentirten die alte richterliche Volksversammlung, welche die Verwaltung des Rechtes in Händen gehabt hatte. Der Freigraf konnte weder Etwas abthun, noch hinzusetzen; seine Sache war es lediglich, das Recht, das ihm die Schöffen gewiesen hatten, als solches auszusprechen. Vor ihm lag das Schwert, das Symbol der höchsten Gerichtsbarkeit und zugleich Kreuzeszeichen, dabei die Wyd oder der Strick. Die Schöffen, deren es mindestens sieben sein mußten, standen oder saßen mit entblößtem Haupt und unbedecktem Gesicht umher. Die Mummereien, wovon die Romane erzählen, sind ungeschichtlich.

Nun trat der Kläger auf und erbat sich vom Grafen einen Fürsprecher, durch den er seine Sache führen ließ. War diese vorgebracht, so fragte der Graf einen Schöffen, ob es eine Vehmwroge sei. Dieser berieth sich mit den anderen, und wenn sie die Sache für vehmwrogig erkannt hatten, so wurde dies dem Grafen zu wissen gethan, der alsdann den Ladungsbrief an den Angeklagten erließ. Diese Ladungsbriefe waren mit höchster kaiserlicher Würde abgefaßt, enthielten eine genaue Angabe der Klage und drohten im Falle des Nichterscheinens mit der letzten Sentenz, d. h. mit der Vervehmung. Die Thatfrage selbst war sehr einfach und ein Beweisverfahren im heutigen Sinne gab es nicht, weil das Wort eines freien Ehrenmannes Alles

galt. Unterstützt wurde der Eid von den Eideshelfern, welche nicht sowohl Augenzeugen für die That, als Zeugen für die Wahrhaftigkeit des Schwörenden darstellten; ihr Schwur war Bürgschaft, daß sie diesen Mann für unfähig hielten, einen Meineid zu schwören, und es bedurfte nun keines weiteren Beweisverfahrens; damit war dann zugleich von der Versammlung das Urtheil gefunden.

Erschien der Angeklagte nach drei Ladungen nicht, so folgte dieser Rechtsverweigerung nach wiederholten Förmlichkeiten, Prüfung der vorhergehenden Ladungen, letztem Aufrufe 2c. das Schlußverfahren gegen ihn. Der Kläger, von 6 Freischöffen gefolgt, forderte sein Vollgericht. Der Freigraf ließ ihn niederknien, zwei Finger auf das Schwert legen und schwören; dasselbe thaten die Schöffen. Damit war das Verfahren beendigt, und der Freigraf sprach die Vervehmung gegen den Angeklagten aus. Nachdem dies geschehen war, ergriff er abermals das Wort und sagte: „Ich gebiete allen Königen, Fürsten, Herren, Rittern und Knappen, allen Freigrafen und allen freien echten Schöffen und allen denjenigen, die dem heiligen Reiche zugehören, bei der Treue und den Eiden, die sie dem heiligen Reiche und der heimlichen Acht gehuldet und gethan haben, daß sie dazu helfen und dazu beiständig sind mit voller Macht, daß über diesen vervehmten, verführten (überführten), verweiseten Mann, der sich schreibt und nennt N., über seinen Leib gerichtet werde, als des heiligen Reichs heimlicher Acht Recht ist. Und sie sollen das nicht lassen um Lieb noch um Leid, um Freund noch um Verwandte, noch aus Sorge um ihren Leib oder ihr Gut, noch um keines Dinges willen in all dieser Welt."

Waren nun auch nicht gerade alle Könige bereit, diesem Ausspruche zu gehorchen, so fanden sich doch Schöffen genug zur Vollstreckung desselben, und hierin lag die furchtbare Macht des Gerichts. Die Reichsacht wurde etwas Gleichgiltiges, weil Niemand Zeit oder Muth hatte, sie zu vollziehen. Die heimliche Acht aber beruhte auf einem Bunde, der durch Eide unter sich verpflichtet war. Der Kläger, oder wer mit der Vollstreckung

beauftragt wurde, erhielt ein besiegeltes Schreiben von dem Freigrafen, auf dessen Vorzeigen jeder Schöffe, und wenn es Vater, Bruder, Sohn war, selbst derjenige, der im Gericht als Procurator den Angeklagten vertreten hatte, Folge leisten mußte. Schon das genügte, wenn drei oder vier Freischöffen einen Bundesgenossen bei ihrem Eide versicherten, daß der und der Mann verwehmt sei. Trafen nun ihrer drei oder vier den Verwehmten, so waren sie verbunden, ihn gleich zu richten; sie ergriffen ihn, henkten ihn an den nächsten Baum und zogen ihre Straße. Es gab keine andere Todesstrafe, als den Strang. Zum Beweise, daß der Todte von der heiligen Vehme gerichtet und nicht von Räubern gemordet war, ließen sie ihm Alles, was er um und an sich hatte und stießen ihr Messer in den Baum. Wer sich des Verwehmten annahm, theilte sein Schicksal; ja, wer ihn mit Worten oder nur mit Zeichen warnte, war verloren. Die Form einer solchen Warnung ist uns aufbewahrt worden; der heimliche Freund ließ nämlich den Verwehmten wissen, „es sei anderswo auch gut Brot essen."

Daß gegen eine Frau Verwehmung ausgesprochen wurde, davon ist kein Beispiel bekannt; auch ist es mehr als zweifelhaft.

Um die Strenge der Vehme sicher durchführen zu können, waren gewisse Heimlichkeiten und geheime Formen nöthig. Darum durfte auch kein Nichtgenosse, der ja z. B. eine Achtserklärung rc. verrathen konnte, beim Gerichte zugegen sein; er wurde, wenn er sich unter die Wissenden an der Malstätte eindrängte, alsbald ohne Umstände an den nächsten Baum gehenkt. Uebrigens umgab den Schöffen das Geheimniß nicht in Bezug auf sein Amt — die Freigrafen und Freischöffen waren als solche im ganzen Lande bekannt und geehrt, — sondern nur in Bezug auf seine einzelnen Vollstreckungen. Aber obwohl sich die Genossen einer Freigrafschaft genau kannten, so wurde doch die Zahl der Freigrafschaften und damit der Bund zu groß, als daß alle einzelnen Mitglieder unter sich hätten bekannt sein können, und darum bedurfte man auch zu gegenseitiger Erkennung geheimer Symbole. Diese bestanden vorzugsweise in dem Nothworte:

„Reinir dor Feweri," und in der Hauptlosung, welche die vier Buchstaben S. S. G. G. (Stock — anderwärts Strick, — Stein, Gras, Grein) ausdrücken. Beide Formeln lassen sich nicht erklären. Die Worte können an sich keinen Sinn haben; es ist vielmehr zu vermuthen, daß in den Buchstaben eine andere Bedeutung lag, und keine einzige Urkunde, kein Statutenbuch, kein Kapitelsprotokoll und Weisthum hat bis jetzt ihren Sinn aufgedeckt. Eben so wenig verrieth das Geheimniß ein Wissender; denn ein solcher sollte, „der Hände und Augen beraubt, mit herausgerissener Zunge an einem dreifachen Strick, sieben Schuh höher, als andere Schelme, gehenkt werden." Noch mehr, als diese Drohung, bewirkte die strenge Ehrenhaftigkeit des Bundes und die ernste, seltsame Eidesceremonie. Die Eidesformeln waren verschieden; eine derselben heißt: „Ich schwöre, die heilige Vehme halten zu helfen und zu verhehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor Allem, was die Sonne bescheint, der Regen benetzt, vor Allem, was zwischen Himmel und Erde ist 2c." So war die Vehme, obgleich im hellen Sonnenlichte und in zahlreicher Versammlung gehegt, doch durch die Ausschließung der Nichtwissenden und durch das verborgene Walten ihrer Achtvollstrecker zu einer furchtbaren Macht geworden. Sie erscheint uns als ein wohlthätiges, aber höchst gewaltsames Mittel in einer Zeit des allgemeinen Landfriedensbruches, wo Jeder that, was ihm gut dünkte, als eine Nothwehr aller tüchtigen Männer gegen den Feind, der im Herzen des Vaterlandes saß. Aber auch ihre Blüthezeit war vorübergehend; sie konnte sich nicht auf dem erklommenen Höhepunkt behaupten. Ein Schöffenbund, der sich allmälig über ganz Deutschland ausbreitete, mußte manches unwürdige Mitglied zählen. Das summarische Verfahren gegen Nichtwissende mußte nothwendig zu einzelnen Ungerechtigkeiten führen. Die Gerichte, die in Westphalen heimisch waren, vermochten die Angelegenheiten im Süden und Osten Deutschlands nicht mit richtigem Auge zu beurtheilen, und daher kam es, daß unter dem Namen der Vehme Schlechtigkeiten verübt werden

konnten, die ihr nicht zur Last fielen, wegen welcher man sich vielmehr in gutem Vertrauen klagend an sie wendete. Zugleich verwandelte sich auch die ganze Zeit. Der Landfriede wurde im Reiche befestigt, die fürstlichen und städtischen Gerichte kamen zu Ansehen, namentlich machte sich das Reichskammergericht geltend, die altdeutschen Rechtsformen kamen in Vergessenheit, und so stand die Vehme zuletzt in einer neuen Welt unbegriffen, und sich selbst nicht mehr begreifend, eine Hülse ohne Geist, da; sie ist erloschen, ohne daß sie eigentlich aufgelöst wurde. Das letzte Vehmgericht soll zu Celle im Hannöver'schen 1568 gehalten worden sein.

Das Ritterthum im Mittelalter.

Die Heere der Deutschen — anfänglich meist Fußvolk, wenige Reiter, doch letztere alle schwer gerüstet: Helme, Panzer, Schwerter, Schilder, Lanzen. Körperliche Kraft, Uebergewicht über den Fußgänger; Ritter, Adel, Bürger, Wappen. Tugenden der Ritter: Religion, Ehre, Tapferkeit, Hochachtung gegen das weibliche Geschlecht; dagegen Mangel an Bildung, rohe Gewalt. Langjährige Vorbereitung zur Aufnahme in den Ritterstand. Knappen — treue Begleiter ihrer Herren 2c. Ritterschlag — schönster und feierlichster Tag im Leben des Jünglings. Kirchgang: Knappen trugen die Rüstung, Streitkolben, Schild, Schwert; Edelfrauen Helm, Sporen, Wehrgehenk. Gelübde: Wahrheit reden, Recht behaupten, Religion, Wittwen und Waisen schirmen, keinen Schimpf gegen Edelfrauen dulden, Ungläubige verfolgen. Ritterspiele.

Ritterorden: Johanniter (schon im Jahre 1048 von italienischen Kaufleuten gegründet — Beschützung der Pilger nach Jerusalem und des Hospitals vom h. Grabe. Nach Verlust des h. Landes besetzten sie die Insel Cypern; — von den Saracenen dort vertrieben: Rhodus 1310 und im Jahr 1530 Malta, daher auch Malteserritter. Malta 1798 von den Franzosen besetzt, Orden zerstreut und aufgelöst).

Tempelherren. (Nach Eroberung Jerusalems 1118 von acht französischen Rittern gestiftet — die Pilger durch Palästina zu begleiten, mit bewaffneter Hand gegen die Anfälle der Ungläubigen zu beschützen. Wohnung auf dem Platze, wo Salomo's Tempel stand, daher Tempelherren. 1312 auf der Kirchenversammlung zu Vienne aufgehoben, Güter eingezogen.)

Deutscher oder Marioner Ritterorden. (1190 von Deutschen gegründet. Mitglieder mußten Deutsche sein. Gelübde: Gehorsam, Ehelosigkeit, Armuth, im Ganzen mit den beiden ersten Orden gleiche Zwecke. 1220 von den Polen gegen die heidnischen Preußen zu Hilfe gerufen; Marienburg 1300 Residenz des Großmeisters. 1525 Hochmeister Markgraf Albrecht von Brandenburg mit den meisten Ordensgliedern zur luth. Konfession übergetreten, die übrigen nach Mergentheim übergesiedelt. 1815 Orden aufgelöst.)

Leben der Ritter auf ihren Burgen in Reichthum, Pracht und heiterem Lebensgenusse. Feste, Trinkgelage, Turniere. Fahrende Ritter; Raubritter; Fehden; Gottesfrieden. Erfindung des Schießpulvers. Zerstörung ihrer Burgen. Ende der Zeiten des Ritterthums.

Bürgerstand, Aufblühen der Städte — Hansa.

12.

Garibald I. und seine Tochter Theodolinde.

(Historisches.)

Das Volk der Bayern bestand in der ältesten Zeit, wie alle deutschen Volksstämme, aus Freien und Leibeigenen. Die Spitze der Freien bildeten aber sechs hochedle Geschlechter, und unter diesen sind die Agilolfinger die vornehmsten, aus herzoglichem

Geschlechte gewesen. Nur aus diesem Hause konnte der Fürst, der Herzog des Landes, gewählt werden, und der erste, den die Geschichte nennt, ist Garibald. Er lebte in seiner Jugend am fränkischen Hofe und gehörte zu den um den Thron und die Person des Königs zunächst stehenden Getreuen. Seine Gemahlin hieß Walderada; sie gebar ihm Söhne und Töchter. Unter letzteren war durch Schönheit und Liebreiz ausgezeichnet — Theodolinde, die Perle des weiblichen Geschlechts genannt. Bis über die Alpen in das sommerliche Reich der Longobarden drang der Ruf ihrer Schönheit und Klugheit, und Autharis, der König, ordnete eine glänzende Gesandtschaft nach Regensburg ab, welche um die Hand des bewunderten Fürstenkindes warb. Garibald verweigerte sie dem Ueberwinder der Franken nicht.

Als die Boten zum Könige der Lombarden nach Pavia zurückkamen, die Holdseligkeit der Braut rühmend, entbrannte er, sie vor den Feierlichkeiten der Vermählung zu sehen. Und er ritt unerkannt mit seinen Vertrauten über das Gebirg zum Herzoge. Da sie nun vor Garibalds Stuhl standen und der Aelteste geredet hatte, sprach der goldlockige Authar: „Der König, mein Herr, hat mir geboten, eure Tochter zu schau'n, daß ich ihm ihre Schönheit preise.“ Der Herzog gewährte das Verlangen.

Unbewußt, welcher Prüfung, erschien Theodolinde im Glanze jugendlichen Liebreizes vor den Fremdlingen. Der Beherrscher Italiens begrüßte sie mit Entzücken als „Königin aller Lombarden!“ Dann bat er sie, den Boten ihres Verlobten einen Ehrentrunk zu bringen, wie sie als Königin nach guter Sitte thun werde. Dem Winke des Vaters gehorsam, bot sie einen Becher Weins erst dem Aeltesten, nach ihm dem männlichschönen Unbekannten. Dieser, den Kelch zurückgebend, berührte mit dem Finger verstohlen die Hand der Geliebten und strich der Beschämten, Niemand merkte es, über die erröthenden Wangen.

Das verletzte die ehrerbietige Sitte jener Zeit, mit welcher man sich der Jungfrau nähern durfte. Die Prinzessin klagte, was geschehen, heimlich ihrer Amme; diese aber entgegnete: „Also thut keines Königs Brautwerber, ist er nicht der Bräutigam selbst;

und wahrlich, dieser ist es werth, eine Krone zu tragen und dein Gemahl zu werden!"

Garibald ließ die Gesandten von einem stattlichen Zuge bojoarischer Herren bis an die Marken des Landes begleiten. Bei den Scheideworten erhob sich plötzlich der blondgelockte Krieger im Sattel und schlug zermalmend seine Streitaxt in einen nahestehenden Baum, ausrufend: „Solche Streiche führt Authar!" Dann sprengte er er über die Gränze und war den erstaunten Bojoaren, also erkannt, entschwunden.

Theodolinde brach unter dem Schutze ihres Bruders Gundoald nach Italien auf. Autharis selbst kam ihr mit großem Gefolge entgegen und auf den Gefilden von Sardis bei Verona wurde unter dem Jubel des Volkes am 15. Mai 590 die Trauung vollzogen.

Lombarden und Franken lebten damals in Feindschaft; Garibald zog sich daher durch diese Verbindung den Haß des fränkischen Hofes zu. Ein fränkisches Heer erschien in Bayern und von nun an stand Fürst und Land unter der Oberherrschaft der Frankenkönige.

Philippine Welser —

stammt aus dem berühmten Patriziergeschlechte der Welser zu Augsburg, geb. 1530 — hohe Geistesgaben, seltene Schönheit, im Schooße des Reichthums aufgewachsen, einer Fürstin gleich gehalten. Tüchtige Lehrer in den verschiedensten Zweigen des Wissens und Könnens bildeten ihre hohen Anlagen trefflich aus. Vater, Franz Anton, hatte die Freude, sie im Jahr 1548 bei einem großen Reichstage vor allen Patriziertöchtern ausgezeichnet zu sehen. Damals erblickt sie Erzherzog Ferdinand, zweiter Sohn Ferdinand I., Neffe Karls V., beim Einzug auf dem Balkon des Hauses, wird für sie begeistert; der tapfere, blühende Kaisersohn wird verehrt. Beim Festbanket schreitet er an der Seite Philippinens im Tanze einher, überzeugt sich hiebei auch von ihrer geistigen Ebenbürtigkeit. Täglich reitet er an ihrem Hause vorbei,

sendet endlich Botschaft mit Geschenken. Philippine — von mächtigem Eindrucke ergriffen; aber ihr sittiges Gefühl widerstrebt jedem unerlaubten Verhältnisse. Nach zwei Jahren schreitet Ferdinand zu dem gewagten Unternehmen, sich heimlich mit ihr zu vermählen, ohne Vorwissen ihres Vaters, nur von der zärtlich schwachen Mutter gesegnet, lebt nun in Verborgenheit. Der Kaiser erfährt das Geheimniß; gekränkt und beleidigt, verbannt er den Schuldigen von seinem Angesichte. Schloß Ambras bei Innsbruck. Künstler und Gelehrte — Sammlung von Gemälden und Seltenheiten. Ambraser Sammlung jetzt in Wien. Philippine pflegt ernste und heitere Studien, gibt ihren Knaben eine sehr sorgfältige Erziehung, ist glücklich, nur traurig über des Kaisers Ungnade, benützt die Anwesenheit des Kaisers in Prag, 1558, sich unter unbekanntem Namen Audienz zu erbitten, fleht seine Vermittlung bei einem strengen Schwiegervater an, der sie und ihre Kinder nicht anerkennen wolle. Der Kaiser, gerührt, verspricht Alles, fragt, „wer denn der harte Mann sei, der solch liebe, wohlredende Frau nicht gern Tochter nennen möchte?" Philippine, in Thränen aufgelöst, nennt sich. Der Kaiser verzeiht dem Sohne. Die Ehe 1561 für rechtsgiltig erklärt, Kinder, „Herren von Oestreich," sollten bei etwaigem Aussterben der Nachkommen des Kronprinzen alle Erblande, Böhmen und Ungarn ausgenommen, erhalten. Von 1567 an — Aufenthalt in Innsbruck; 3 Jahre später — Philippine Markgräfin von Burgau, nunmehr ganz glücklich, stirbt 1580. Begraben in der „silbernen Kapelle" der Hofkirche zu Innsbruck. Portrait in der Ambraser Sammlung — frischgefärbte Blondine, edles Profil, kluge Augen. Sage von der Zartheit ihres Teints: „Wenn Philippine Burgunder getrunken, schimmerte die Röthe durch ihres Halses feine Haut." Jüngerer Sohn, Karl, tapferer Krieger in Spanien und Ungarn, stirbt 1618 ohne Erben — ältester Sohn, Andreas, Kardinal.

Agnes Bernauer.

13.

Louise Auguste Wilhelmine Amalia, Königin von Preußen.

Diese durch treffliche Geistes- und Herzens-Eigenschaften ausgezeichnete Frau, eine Tochter des Herzogs Karl Ludwig von Mecklenburg-Strelitz, ward am 10. März 1776 zu Hannover geboren, wo damals ihr Vater die Stelle eines Gouverneurs bekleidete.

Ein heller Verstand, ein kindlich frommes Streben nach allem Guten waren ihr von Kind auf eigen. Frühe schon vermied sie die Täuschungen des Scheins, die dem weiblichen Gemüthe, zumal an Höfen, so gefährlich werden, und gewöhnte sich, das sichtbare Irdische an ein unsichtbares Höheres anzuknüpfen: — daher die Ruhe und Klarheit in ihrem Geiste. Kein äußerer Glanz oder Gewinn konnte den Frieden ihrer innern Welt stören, und so bewährte sie jene schöne Weiblichkeit, als deren Muster man sie betrachten konnte. Auch der Schmerz blieb ihr bereits in früher Jugend nicht fremd, da sie schon am 22. Mai 1782 ihre Mutter verlor. Die Erziehung der mutterlosen Prinzessinen wurde jetzt einem Fräulein von Wollzogen übertragen und konnte keinen besseren Händen vertraut werden. Bald jedoch beschloß die Großmutter, die Landgräfin von Darmstadt, die Sorge für ihre Enkelinen selbst zu übernehmen und ließ diese zu sich nach Darmstadt kommen, wo sie unter ihrer Pflege herrlich gediehen.

Am 28. Sept. 1793 wurde Louise mit dem damaligen Kronprinzen, nachherigem Könige Wilhelm III. von Preußen, vermählt. Sie stand im 21. Lebensjahre. — Ihre Schönheit, ihre Huld und Frömmigkeit wendeten ihr alle Herzen zu. Ein heiterer Geist verbreitete sich überall um die Kronprinzessin, und wohlthätig wirkte sie auf den Geschmack und das Zartgefühl ihrer Umgebung. Am 15. Oktober 1795 wurde sie von dem jetzigen Könige Friedrich Wilhelm glücklich entbunden, und nun empfand sie ganz die Fülle reiner Mutterfreuden, deren Quelle nie in ihrem zarten Herzen bis zu den letzten Augenblicken ihres Lebens versiegt ist.

Der 16. Nov. 1797, Todestag des Königs Friedrich Wilhelm III., erhob ihren Gemahl auf den Thron und sie zur geliebten Landesmutter eines biedern Volkes. Die schönsten Hoffnungen für eine glückliche Zukunft beseelten alle Herzen.

Nach Beendigung der Landestrauer beschloß der König, seine Staaten zu durchreisen, um persönlich die Huldigung seiner Unterthanen zu empfangen. Seine Gemahlin begleitete ihn hiebei (März 1798 und Mai 1799), und diese Reisen legten den ersten Grund zu der allgemeinen Liebe und Verehrung, welche die Königin sich bald erwarb, und welche später so mächtig gewirkt haben.

Die königliche Familie lebte den größten Theil des Jahres hindurch in Potsdam und Charlottenburg. Hier war die unvergeßliche Louise ganz hingegeben den heiligsten Tugenden ihres Geschlechtes, hier führte sie ganz das Leben der Gattin und Mutter, und erfüllte ihre Pflichten als solche mit der ihr eigenen Treue und Anmuth, ohne dabei zu vergessen, daß sie auch Königin und Landesmutter sei; darum wurde sie aber auch der Mittelpunkt der Verehrung und Hingebung ihres ganzen Volkes. Doch bald sollte die glaubensstarke Frau auch harte Prüfungen erfahren. Schon von dem Zeitpunkte an, als Napoleon die Ausführung seines Plans der Welteroberung begann, bewegten bange Ahnungen der Königin Seele, und allmählig fing ihre Gesundheit an zu wanken. Im Frühlinge 1805 verlor sie ein sehr geliebtes Kind, den Prinzen Ferdinand. Der Schmerz über diesen Verlust vermehrte ihre kränklichen Zufälle. Sie nahm im Sommer 1806 ihre Zuflucht zu den berühmten Heilquellen von Pyrmont. Bei ihrer Rückkehr nach Charlottenburg (3. Aug.) erfuhr sie, daß der Krieg gegen Frankreich beschlossen sei und alsbald beginnen sollte.

Die Königin begleitete ihren Gemahl nach Thüringen, mitten in das Kriegsgetümmel, wo das blutige Drama seinen Anfang nahm. Vergebens entzündete sich die Begeisterung an dem heldenmüthigen Vorbilde der Königin, die keine Gefahr, keine Ermattung, keine Aufopferung scheute; das waltende Geschick reichte

auf Auerstädt's und Jena's Gefilden dem Eroberer den Siegeskranz. — An die äußersten Gränzen ihres Staats, bis nach Memel zurückgedrängt, verlor Louise den Muth zum standhaften Dulden und Entbehren nicht, und leuchtete durch Demuth, durch fromme Ergebung in die Beschlüsse der Vorsehung ihren Völkern als Muster vor. „Wenden wir unsere Blicke zu Gott," schreibt sie in jener Zeit ihrem Vater, „zu ihm, der unser Schicksal lenkt, der uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen! Aber nur durch Beharrlichkeit wird man siegen, früher oder später, davon bin ich überzeugt."

Der Friede von Tilsit endete den Kampf; und hier war es, wo Louisens Großherzigkeit selbst einem Napoleon, der gewohnt war, an Schönheit und Seelengröße, wenn sie nicht in das Bereich seiner Pläne paßte, kalt vorüber zu gehen, imponirte und ihn zu lauter Bewunderung hinriß, die aus Las Cases Memoiren selbst noch von dem öden Felseneiland St. Helena ruhmvoll für Louisen herübertönte. — Dieser Friede raubte aber auch dem Könige die Hälfte seiner Länder. Am 16. Januar 1808 kam das hohe Paar von Memel nach Königsberg, reiste am 27. Dezember nach Petersburg und kehrte am 23. Dezember 1809 in die getreue Residenzstadt Berlin zurück. Sechzehn Jahre früher hatte Louise an demselben Tage und in derselben Stunde ihren Einzug in diese Königsstadt gehalten. Jubel erfüllte die Bewohner, die den geliebten Herrscher, die verehrte, in Fülle der Anmuth und Gesundheit strahlende Fürstin wiedersahen nach langer, bittrer Trennung. Man feierte 1810 ihren Geburtstag mit ungeheucheltem Enthusiasmus. — Aber welch' ein Mißton schallte plötzlich in den harmonischen Akkord der Freude! „Auch aus dem heiteren Himmel kann," wie der Dichter sagt, „der zündende Blitzstrahl schlagen." Bei einem Besuche, den die Königin ihrem Vater abstattete, erkrankte sie und starb — viel zu früh für Gemahl und Volk am 19. Juli 1810 auf dem Lustschlosse Hohenzieritz. Ein Laut des Schmerzes tönte durch das Land, kein Auge blieb trocken — das Volk hatte seine Mutter verloren; nicht ihrer Familie, der ganzen Nation war

sie gestorben. Preußens Erhebung, seine glorreichen Siegestage sollte sie nicht mehr schauen; aber ihr Name, ihr glänzendes Beispiel war es, das später Männer und Jünglinge voll heiliger Begeisterung in den glorreichen Befreiungskampf trieb. Ein Engel war sie dem Volke geworden, der von jenen lichten Auen hernieder segensreich sein Schicksal leitete und es durch Sturm und Drang zur Ruhmesgröße führte. Der König war bei den letzten Momenten seiner Gattin zugegen. Was er, dem diese herrlichste der Frauen als Gefährtin des Lebens, als zärtlichste, aufopferndste Gattin angehört hatte, empfand, — das schildert keine Feder. Den 27. Juli traf die sterbliche Hülle der verklärten Louise in Berlin ein und ward am 30. einstweilen in der Sakristei beigesetzt, bis das zu ihrer Aufnahme bestimmte Grabmahl in Charlottenburg fertig ward. Am 19. Dezember wurde Louise zur ewigen Ruhe dahin gebracht. Rauchs Meisterhand hat sich in dem Denkmal, welches über dem Grabgewölbe steht, durch die Statue der Königin verewigt. — Wie kein Gatte, so ehrte der ritterliche König Wilhelm III. das Andenken an diese hochherrliche Frau. Mit unverwischten Zügen lebt noch heute ihr Bild im Herzen des Volkes, und ihr Todestag ist noch jetzt ein Trauertag für ganz Preußen. Was Preußen als schön, groß und herrlich erkennt, knüpft sich mit an den Namen Louise.

* * *

Zwei Sterne.

Ich kenn' ein holdes Frauenbild
Von hohem, edlem Stamme;
Es strahlet himmlisch rein und mild,
Wie eine Opferflamme.

Es lebt in Aller Herzen fort,
Die's einst hienieden schauten;
Gar Manchen war's ein treuer Hort,
Dem liebend sie vertrauten.

Nun, da es thront in höh'rer Welt,
Vom Heil'genschein umflossen,
Sind jenem blauen Himmelszelt
Zwei Sterne mehr entsprossen.

Vordem ein lichtes Augen-Paar,
Das oft im Schmerz geweinet,
Siehst Du sie droben wunderbar
Als Sternbild schön geeinet.

Sie blinken freundlich nah und fern
Ob Deutschlands weiten Gauen —
Und o! wie möchten sie so gern
Germaniens Größe schauen!

Sie leuchten klar, sie leuchten mild,
Sie strahlen Himmelswonne,
Sind Deutschlands Wächter, goldner Schild,
Und — trüben Tagen Sonne.

Maria Stuart,

Königin von Schottland,

Tochter Jakob V. und Maria's von Guise, geb. den 6. Dez. 1542 — liebenswürdige Fürstin, erregt Interesse und durch ihr tragisches Schicksal Mitleid, erbte schon als Kind den schottischen Thron unter der Regentschaft ihrer Mutter. Prinzen von England und Frankreich warben um ihre Hand — Dauphin Franz, Sohn Heinrich II., erhielt sie. Maria, am franz. Hofe erzogen, ragt durch Anmuth und Geist hervor, aber Leichtsinn und Vergnügungssucht — Grund ihres Unglücks. Bei ihrer Verehelichung 15 Jahre alt. Gemahl, Franz II. stirbt bald, wie auch ihre Mutter. Maria verläßt Frankreich, um die Regierung Schottlands selbst zu übernehmen. — Elisabeth von England, geschäftig, die Flamme des Aufruhrs und des Bürgerkriegs in Schottland zu nähren, sucht sie schon bei der Ueberfahrt in ihre Gewalt zu bekommen. Unter dem Schutze dichten Nebels landet sie jedoch 21. Aug. 1561 im Hafen von Leith. Allgemeiner Jubel — vielleicht der einzige Freudentag für Maria auf vaterländischem Boden. Maria, katholisch, wählt ihren Bruder, den Lord Jakob und Sekretär Maitland, welche das Vertrauen der

Protestanten genießen, zu Ministern, sucht auch Elisabeths Gunst, wird aber von dieser immer als Nebenbuhlerin betrachtet.

Maria vermählt sich zum zweiten Male (19. Juli 1565) mit Lord Darnley aus königlichem Geblüte; — stolzer, gewaltsamer Mann von rohen Sitten, schönem Aeußeren. Darnley, von Eifersucht getrieben, tödtet den Sänger Rizzio, Maria's Geheimschreiber. Bald darauf stirbt er selbst eines gewaltsamen Todes. Graf Bothwell, Liebling der Königin, wird als Thäter betrachtet, letztere selbst der Theilnahme beschuldigt. Die Schotten fallen von ihr ab, setzen sie gefangen, Maria wird zur Abtretung des Reiches an ihren und Lord Darnley's unmündigen Sohn, Jakob VI., gezwungen. Sie flieht 1568 nach England, sucht Schutz bei Elisabeth; diese hält sie gefangen, sagt den schottischen Rebellen insgeheim Hilfe zu. Maria's Bitten finden kein Gehör; nach 18jähriger Gefangenschaft wird sie in Fotheringay zum Tode verurtheilt. Anklagepunkte: Maria habe unrechtmäßiger Weise Titel und Wappen einer Königin von England geführt, Elisabeth nach dem Leben getrachtet, mit den Feinden Elisabeths ein Bündniß geschlossen. Maria empfängt ihr Todesurtheil mit Standhaftigkeit, dankt Gott für ihre Erlösung, betheuert ihre Unschuld, ordnet ihre Papiere, nimmt in rührender Weise von ihren Dienern Abschied. In dem zur Hinrichtung eingerichteten schwarz ausgeschlagenen Saal — große Versammlung von Menschen — Bewunderung und Mitleid. Maria besteigt die Stufen des Schaffots mit Ruhe und Sicherheit. Kurzes, reumüthiges Gebet — ihr Haupt fällt. Leichnam wird in der Kathedrale von Peterborough beigesetzt, später nach Westminster gebracht, ihr ein Denkmal gesetzt. Schuld Maria's ist selbst von unparteischen Geschichtschreibern nicht positiv behauptet worden.

Maria Theresia, Kaiserin von Oesterreich.

14.

Die Korneliuskirsche.

(Naturgeschichtliche Schilderung.)

Es ist Herbst geworden. Alle Bäume sind nunmehr ihrer lieblichen Last entledigt, und diese ist bereits auf sicheres Lager gebracht, oder von leckerem Munde verspeist. Nur ein Spätling bringt sie erst jetzt zur Reife und labt den Gaumen durch seine angenehm säuerlich und kühlend schmeckende Frucht, die nach Form länglich, walzenförmig und von Farbe roth ist — der Kornelius-kirschbaum. Längst schon ging ihr die Blüthe voraus; denn wenn noch kein Baum darandenkt, die Luft mit Wohlgerüchen zu erfüllen, oder das Auge des Beschauers zu ergötzen, so erwacht schon dieser Baum und zeigt seine netten, gelben Blüthen, die, in kleinen Büscheln beisammenstehend, am kurzen Stiele mit prächtigen Kelchlein prangen und mit 4 Staubfäden versehen sind, weshalb die Pflanze in die vierte Linné'sche Klasse gehört. Wie emsig da die munteren Bienen umherschwärmen und sich mit Blüthenstaub bedecken! Ists ja die erste Gabe, die ihnen der Frühling bietet; denn schon mit Ende März oder Anfangs April feiert die Korneliuskirsche ihren Mai. So zart auch, besonders unter dem Mikroskop betrachtet, der Schmelz dieser Blüthen erscheint, so sind doch letztere selbst, wie alle Theile der Pflanze, von kräftiger, ausdauernder Natur, und nicht leicht schadet ihnen der oft noch sehr empfindliche Frost.

Schon daraus geht hervor, daß unsre Korneliuskirsche nicht ein verzärteltes Kind heißer Länder ist, sondern in dem erfrischenden Klima gemäßigter und kälterer Zonen gedeiht. Ist die Blüthe abgefallen, so bemerkt das Auge kaum die angesetzte Frucht und es währt auch noch einige Zeit, bis sich die tiefgrünen Blätter zeigen. Diese selbst sind kurz gestielt, an den Zweigen einander entgegengesetzt, weder gezackt noch gezahnt, sondern ganzrandig, eiförmig, zugespitzt, auf der Rückseite, die hellgrün und glänzend ist, fein behaart und in der Regel zu beiden Seiten

mit 5 starken Blattrippen versehen, welche sich an die Hauptrippe anschließen. Die Frische des Laubes gewährt angenehmen Schatten und der derbe Bau schützt es vor Ungeziefer; daher zieht man diese Pflanze nicht blos in Baumform, sondern sie eignet sich eben sowohl zu schattigen Laubengängen und kräftigen Hecken. In jeder Form aber zeigt sie sich dankbar und bietet ihre bescheidene Frucht. Darum bleibt sie auch nicht leicht von einem größeren Garten ganz ausgeschlossen; der Gärtner überläßt ihr gerne irgend ein Plätzchen zu lustigem Gedeihen. Die braune Rinde des Stammes ist kräftig, und wenn der Baum alt wird, ziemlich rauh. Das Holz, von Farbe gelb, ist außerordentlich hart und wird von Drechslern vielfach verarbeitet. Eine Abart des Korneliuskirschbaumes, die ebenfalls in Deutschland häufig vorkommt, ist der wilde Hartriegel oder Dürlitzenbaum, den man auch Hundsbeerenstrauch heißt.

* * *

Herbstesfrühe.

Noch ruht das weite Thal nach kühler Herbstesnacht;
Kaum ist das frohe Lied der Schwalbe noch erwacht,
Die schon zum fernen Zug bereits sich schicket an,
Im Schwesternbund zu zieh'n die freie, luft'ge Bahn. —

So ruht ein Menschenherz, wenn längst sein Frühling schied,
Und mancher heiße Tag des Sommers hat verglübt;
Ein herbstlich Frösteln mahnt: Halt nunmehr Dich bereit
Zum langgedehnten Flug, bald nahet deine Zeit!

Es wogt durchs Wiesenthal ein dichtes Nebelmeer,
Und drüber strahlet mild die Sonne hoch und hehr;
Der Blätter fahles Laub — es säuselt Herbstesweh,
Und klagend rauscht's das Schilf herauf vom grünen See! —

Muß einst mein Lebensherbst auch seine Nebel seh'n,
Und dringt zum Ohre dann ein schrilles Herbstesweh'n:
Wenn nur darob erglänzt der Sonne heitrer Strahl,
Dann wall ich ruhig fort durch dieses Erdenthal!

Die Birke.

Ein ächtes Kind des Nordens, lebt nachbarlich mit der Tanne zusammen — eine schmucke Jungfrau in weißem Oberkleide mit hellgrünem Kopfputze, plaudert fröhlich, wenn frische Lüfte sie fragen, weiß sich zu schmiegen und zu biegen. Junger Stamm — schön gerundet, ohne Knorren und Risse, weiße Rinde frei vom Moose; Zweige schlank und fein — Blätter dreieckig, fast herzförmig, am Rande fein gesägt, auf beiden Seiten schön geglättet, statt der Blüthen Kätzchen, deren Staubbeutel an einem gemeinsamen Stiele ringsum auf ganz kurzen Fädchen so angereiht, daß sie wie eine Walze aussehen. Kätzchen der weiblichen Blüthen — viel kleiner, bilden im September einen Zapfen, zwischen dessen Schuppen die geflügelten Früchtchen sitzen von umgekehrt herzförmiger Gestalt — blühen im April vor dem Ausschlagen der Blätter.

Rinde der Birke vertritt im Norden die Stelle der Ziegel und wird auch als Kien zum Schüren des Feuers benützt. Bast — zäh, lederartig, wird zu Schuhen, Taschen, Decken rc. angewendet; Holz — fest und zäh, vom Drechsler oder Tischler verarbeitet, auch sehr gutes Brennholz. Zweige werden zu Besen und Gerten gebunden; Saft der Birke — durch Anbohren und Abzapfen gewonnen — gesundes Getränk.

Birke — wahrer Frühlings- und Freudenbaum. Am Pfingstfeste zu Mayen benützt, namentlich im nordwestlichen Deutschland und in nördlichen Ländern, wo sie größer und schöner wird, als bei uns. Dort ziert die Hängebirke Gärten, Wege und Kunststraßen; die Morastbirke wächst an allen feuchten Stellen, die Zwergbirke noch im hohen Norden, wo kein anderer Baum mehr fortkommt; darum ist bei den Völkern der Eis- und Schneeländer die Birke so hoch gehalten, wie bei uns die männlich starke Eiche.

Die Linde.

15.

Die Rose.

Wie das Wort „Wein" dem Ohre lieblich tönt, weil es an die Lust und Freude des Lebens erinnert, so ist auch der Name „Rose" ein holder, lieber Klang, der zugleich an der Blumenwelt schönste Zier und an des Jahres Freude und Wonne gemahnt. Wir nennen die Rose die „Königin der Blumen" und sie trägt diesen Ehrennamen mit Recht; denn wie keine andere unserer Blumen, vereint sie edle, prunklose Schönheit mit einem höchst erquickenden Wohlgeruch.

Die eigentliche Heimath des Rosenstrauchs ist die gemäßigte Zone; aus dieser verbreitet er sich in die wärmeren, aber auch in die kälteren Länder; er steigt, wenn er nur einigermaßen vor den rauhen Winden Schutz findet, mit dem Menschen aus dem Thale auf die Berge in die kühlen, dunklen Tannenwälder. Doch unter dem heißen Strahle der tropischen Sonne verliert die Rose ihren Duft, und die wildwachsenden Arten verschwinden.

Es gibt sehr viele Arten und Abarten des Rosengeschlechts neuere Botaniker zählen deren mehr als zweihundert auf. Unter der kunstreichen Hand des Gärtners ist die Rose nach und nach in den manchfaltigsten Farbentönen erschienen, aber in allen Formen und Farben der Liebling des Menschen geblieben. Von den wildwachsenden Rosen Deutschlands sind besonders zwei Arten bekannt, die gemeine Heckenrose mit länglichen Hagebutten, und die weißlichroth blühende Ackerrose mit runden Hagebuttenfrüchten. Unter den in unsern Gärten künstlich gepflegten Rosen zeichnen sich aus: die bei Damaskus in Syrien wildwachsende Monatsrose, die uns das ganze Jahr mit ihrem zarten Blumenflor erfreut; die liebliche Moosrose mit ihrer moosartigen Bekleidung des Kelchs und Blumenstiels; die Zimmetrose, die schon im Mai blühet, mit purpurrothen Blumen und einem zimmetartigen Geruch; die feine, weißgelbliche Theerose und die Zuckerrose, deren hochrothe Blätter zur Bereitung von Rosenwasser,

Rosenhonig, Rosenpasteten verwendet werden. Aber unter allen ihren Schwestern die schönste bleibt doch unsere in allen Gärten heimisch gewordene hundertblätterige Rose (**rosa centifolia**), in welcher sich die vielen Staubfäden in lauter Blumenblätter verwandelt haben. Die schwellende Fülle, mit welcher sich die dunklere Gluth der Knospe zum schönsten lichtvollen „Rosenroth" entfaltet, der üppige Reichthum, mit welchem ein Blumenblatt weich auf das andere sich bettet, eins hinter dem andern lieblich hervorschaut — und dazu der zarte und doch so kräftige Duft der vollen Blume: das Alles offenbart uns ein Blüthenleben in herrlichster Pracht und doch wieder in so wohlthuender Milde, daß wir bewundernd in das offene Rosenantlitz schauen und mit neuem Entzücken wieder zu dem lieblichen Anblicke zurückkehren.

Die Centifolia wird noch wildwachsend gefunden am südlichen Abhange des Kaukasus und in andern Gegenden des Morgenlandes. Sie blüht bei uns im Juni, dem Monat, in welchem die Natur ihr Hochzeitsfest feiert, wo Frühling und Sommer sich küssen. Der holde Mai ist uns oft ein sehr unholder Gast, aber wenn die Rosen blühen, ist die schönste Zeit des Jahres. Mit Recht haben die Alten die Rose dem Eros (Amor oder Cupido), dem kleinen Liebesgotte, gewidmet; denn frisch und rosenfarbig sei derselbe immer, allzeit blühend und munter; golden sei sein Haar, wie die goldfarbigen Staubbeutel der Rose; scharf seine Pfeile, wie ihre Stacheln, und seine Flügel bestünden aus Rosenblättern; und wie sie, die schönste der Blumen, nicht selten die pflückende Hand verletze, so bringe kein Gott häufiger, als der liebliche Amor, mit quälenden Sorgen in die Brust des Sterblichen. Die Grazien, die stets jugendlichen Göttinnen der Anmuth, dachte man sich mit Rosenguirlanden verbunden, die Göttin der Jugend, die Hebe, und den Göttermundschenk, den lieblichen Knaben Ganymed, mit Rosen geschmückt. Alte und neue Dichter, wenn sie das Schönste, mit Liebreiz Geschmückte, bezeichnen, wußten kein besseres Sinnbild, als das Bild der Rose zu wählen. Auch dem Bacchus, dem freudebringenden Gotte des Weins, waren die Rosen heilig, und Griechen und Römer bekränzten sich bei

festlichen Mahlzeiten mit Rosen. Denn die Rose war nicht blos ein Symbol der Freude, sondern auch der Verschwiegenheit. Eine Rosenguirlande, um den Becher gewunden, erinnerte den fröhlichen Zecher, daß er sich vom Weine nicht sollte Geheimnisse entlocken lassen; ein Bild der Rose an der Decke des Speisesaals sollte an die Pflicht der Verschwiegenheit erinnern, und daher rührt der Ausdruck, daß man **sub rosa** eröffnet, was ein strenges Stillschweigen erheischt.

Noch bis auf unsre Zeit darf die Rose nicht fehlen, wo fröhliche Feste gefeiert werden. Die Jungfrau, wenn sie eine Rose in das Haar steckt oder an den Busen, ist damit schöner geziert, als mit Perlen und Diamanten. Die Rose begleitet den Sarg der früh verblichenen Jugend als ein Bild der hinfälligen Erdenschönheit, aber auch zugleich als Symbol jener unverwelklichen Jugend, die im Jenseits den Seligen zu Theil wird. Besonders sind die weißen Rosen ein Sinnbild des Todes.

An verschiedenen Orten feiert man Rosenfeste, und stets wurde die Rose als ein geheimnißvolles Bild betrachtet und ist in vielen geistlichen Zierrathen verwendet worden. Im Mittelalter hatten die Ritter bei den Turnieren Rosen auf ihre Aermel gestickt, als ein Zeichen, daß Feinheit den Muth begleiten solle und Schönheit der Lohn der Tapferkeit sei.

Die Rose wird indeß nicht blos ihrer Schönheit willen, sondern auch wegen ihres Nutzens hoch geehrt und angebaut. Das kostbare Rosenöl ist seit Jahrhunderten ein Luxusartikel der Reichen des Orients gewesen, und ist jetzt in allen Ländern der Erde gesucht. Das Rosenwasser ist nicht minder beliebt, sowohl als Gewürz in allerlei Backwerk, wie auch als Heilmittel in den Apotheken. In Egypten, wo man besonders in der Landschaft Fayum ganze Haine von Rosenstöcken findet, ist das Destilliren des Rosenwassers ein sehr einträgliches Gewerbe, ebenso in Indien und Persien. Das Rosenöl wird besonders im Oriente unter die Salben gemischt, mit denen man die Haut zu verschönern pflegt, und es hat einen so durchdringenden Geruch, daß so viel, als man auf einer Nadelspitze fassen kann, für etliche

Personen hinreichend ist, um den Wohlgeruch auf eine Zeit lang zu fesseln. Es wird aber auch ein Zentner von Rosenblättern erfordert, um nur ein Quentchen des Rosenöls zu gewinnen. Unter den europäischen Ländern ist es die Türkei, welche das meiste Rosenwasser und das beste Rosenöl liefert.

Wenn man die Provinz Bulgarien von Norden nach Süden durchschneidet, den Gipfel des Balkan (des alten Hämusgebirges) überschritten hat, und nun den Niederungen Thraziens zueilt, so sieht man, umringt von einer üppigen Naturfülle, zu seinen Füßen die weit ausgebreiteten Rosenpflanzungen, welche überall zur Erzeugung der Rosenessenz angelegt sind. Bis nach Philippopel hinab befassen sich die Bewohner, und zwar vorzugsweise die Christen, mit der Pflege der Rose, die nirgends so gut gedeiht, als unter diesem Himmel, wo die Nähe der frischen Bergluft und das eigenthümlich kesselartig geformte Land ihrem Fortkommen besonders günstig ist. Fast ausschließlich wird nur die Centifolia gepflegt; ihre Stengel und Stiele sind stark stachelig und borstig, die Blüthen nicht sehr groß, blaßroth, schwach gefüllt und sehr wohlriechend. Besonders in der Gegend zwischen Selimna und Carlova sind nach Art unserer Weinberge förmliche Rosenpflanzungen angelegt.

Die Bereitung des Rosenöls und Rosenwassers ist sehr einfach. Nachdem die Blumen knapp am Kelche abgebrochen sind, wirft man sie in große kupferne Kessel, die mit Wasser gefüllt worden, und läßt sie über einem mäßigen Feuer langsam abdampfen. Nach einigen Tagen ist das Rosenwasser destillirt. Um aber das flüchtige Oel (die Essenz) zu gewinnen, wird die Destillation fortgesetzt, bis sich das Rosenwasser um die Hälfte vermindert und die ebenso geschätzte, als flüchtige Essenz aufwirft. Diese wird dann schnell abgeschöpft und in kupfernen Büchsen sorgfältig verschlossen. Der ganze Destillationsprozeß dauert etwa 25 Tage. Aus dem Balkan wird ganz Europa und auch Amerika mit Rosenwasser und Essenz versorgt.

Der an sich einfache, aber sehr poetische Erwerbszweig übt auf die Leute, die sich damit befassen, einen auffallenden Einfluß.

Die Bewohner jener Gegenden sind reinlicher und gesitteter, als die, welche sich blos mit Viehzucht oder Ackerbau beschäftigen. Sie lieben die Rose als die Quelle ihres Lebensunterhaltes und dünken sich durch ihr Geschäft vor den andern geadelt. Aber auch der Türke hängt mit großer Vorliebe an der Rose. Sagen aller Art, welche die Rose zum Gegenstande haben, leben im Munde verschiedener Nationen, und so hat denn die Rose überall das Gemüth des Menschen freundlich berührt und ist ihm ein treues Sinnbild geworden, das nicht blos an irdische Freude und Lust, sondern auch an den Himmel gemahnt.

* * *

Letzte Rose.

Es hat die letzte Rose
Im Garten heut verblüht;
Die Grill' im weichen Moose
Sang ihr das Sterbelied.

Ein sommernächtlich Schweigen
Im sanften Mondenschein
Wiegt nun die Blätterleichen
Zur Grabesruhe ein: —

So oft ich eine Rose
Verblüh'n und welken seh,
Schau ich in ihrem Loose
Der Erde tiefes Weh! —

Der Oelbaum.

Für das südliche Europa — Süd-Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland — einer der wichtigsten Bäume, hält sich zu den Hütten der Bewohner, bildet aber an den felsigen Bergesabhängen ganze Wälder Hiob 29, 6, besitzt eine fast unverwüstliche Lebenskraft Hos. 14, 7. Blätter schmal, mehr grau als grün; Zweige schwank und unregelmäßig sich ausbreitend; Stamm

krumm, knorrig, zerspalten. Die weißen Blüthen sitzen an den Flügeln der Blätter in kleinen Büscheln; längliche, ovale Frucht — Olive mit hartem Steine, der Kornelkirsche gleichend; spanische Oliven größer; Farbe vom Hellgrün ins Schwarzgrüne, auch Schwarzrothe spielend; Fleisch schwammig, von bitterem, widerlichem Geschmacke, roh nicht, nur eingemacht genießbar. Reife Früchte liefern das Baum- oder Olivenöl, nachdem sie zerrieben und gepreßt sind. Erster Druck gibt das feinste Oel — Jungfernöl, weiß, von mildem, süßem Geschmacke. Zweite und dritte Pressung. Provenceröl bei uns am meisten geschätzt, häufig verfälscht.

Baumöl — wichtiger Handelsartikel. Arzneikunst bedient sich des Baumöls zur Unschädlichmachung gewisser Gifte ꝛc. In warmen Ländern ersetzt es die Butter. Bei Speisopfern der Juden: 3. Mos. 6, 15. Salbungen 2. Mos. 30, 23—26. 1. Sam. 10, 1; vergl. Ps 23, 5. Beleuchtung des Tempels 2. Mos. 27, 20.

Liebliche Bilder vom Oelbaum! „Der Fromme wird bleiben wie ein grüner Oelbaum im Hause Gottes, und seine Kinder werden sein, wie der Oelzweig um den Tisch her.“

Heimath des Oelbaumes: Syrien, Palästina. Phönizier brachten den Oelbaum wahrscheinlich nach Griechenland; später kam er nach Italien ꝛc. Sage von der Göttin Pallas Athene, die Hauptstadt Attika mit dem Oelbaume beschenkt zu haben.

Oelbaum — Kind des Friedens, wie der Oelzweig ein Sinnbild desselben. Taube Noah's. Oelkranz — höchste Auszeichnung des Verdienstes bei den Alten; bei griechischen und römischen Triumphzügen — Olivenkronen. Oelbaum stand im Alterthume in hoher Achtung, ja Verehrung — selbst bei feindlichen Verheerungen geschont. Holz desselben diente nie als Brennholz, selbst nicht bei Opfern auf den Altären der Götter; heutzutage — Oelbaum mindestens die Quelle des Wohlstandes und Reichthums ganzer Länder.

Der Weinstock.

16.

Der Guringfall.

(Naturschilderung).

Das freundliche Salzburg mit seinen lieblichen Umgebungen wird alljährlich von einer großen Anzahl Reisender besucht, und wer je es gesehen, den begleiten gewiß durchs ganze Leben hindurch die angenehmsten Erinnerungen an dieses Alpengebiet. Denn wenn auch die Berge der Schweiz und selbst Tyrols riesenhafter erscheinen: in Beziehung auf Lieblichkeit seiner Gebirgslandschaften kann das Salzburger Ländchen gewiß mit jedem andern kühn in die Schranken treten. Eine der schönsten Zierden desselben sind die herrlichen Seen, nicht blos ihrer reizenden Ufer, sondern vorzugsweise der wunderbar schönen Färbung ihrer Gewässer wegen. Aber auch die zahlreichen Gießbäche mit ihren klaren Fluthen ziehen die Aufmerksamkeit der Reisenden in hohem Grade auf sich, besonders wenn sie das Schauspiel eines Falles darbieten. Bedeutendere Wasserfälle sind nur den Gebirgen eigen und eben deßhalb Glanzpunkte dieser malerischen Gegenden. Mir erscheinen sie immer, wie der Erguß eines von Freude übersprudelnden Herzens und fesseln daher Auge und Ohr. — Einer der schönsten Katarakte, die ich je gesehen, ist der Guringfall, der wegen der Nähe des belebten Marktfleckens Golling auch Gollinger Wasserfall genannt wird. Golling liegt 4 Meilen südlich von Salzburg, am rechten Ufer der munteren Salzach, in wahrhaft paradiesischer Umgebung. Zum Besuche des Falles wandert man von diesem Flecken aus in westlicher Richtung, die Salzach überschreitend, der Nikolauskapelle zu, die auf einem isolirt stehenden umfangreichen Felsen weit ins Thal hinausschaut. Schon hört man das Rauschen des Falles und betritt einen vom hohen Göhl sich herabziehenden und den Fuß des Berges deckenden Fichtenwald. Bald bemerkt man zur Rechten den klaren, wasserreichen Schwarzbach, der, von seinem Sturze kommend,

über zahlreiche Steine der Salzach zueilt. Eine wenig beachtete kleine Mühle und ein bescheidenes Wirthshäuschen rechts lassend, schickst du dich znm Steigen an und wirst von dem gut gebahnten, geländerten Fußpfad unfehlbar zum nahen Falle geleitet, dessen Brausen mit jedem Schritte verstärkt an dein Ohr schlägt. Noch bemerkt das Auge nicht den Ort, wo die empörten Fluthen jenes Tosen erzeugen; aber schon befeuchtet ein ganz feiner Staubregen, sich bildend aus den theilweise aufgelösten jäh herabstürzenden Wassermassen, dir Haare und Kleider. — Jetzt biegst du um einen Felsenvorsprung, und vor dir stürzet mit hastiger Eile der ganze Strom auf Felsen und Klippen herab. Wird derselbe von der Morgensonne beschienen, so umwölbt ihn der schönste Regenbogen. Fast möchtest du wähnen, ein breiter Fluß gediegenen Silbers sei hier dem Innern des Berges entquollen und habe sich gewaltsam einen Durchbruch gebahnt. Lange betrachtest du dieses großartige Schauspiel; doch die Neugierde treibt dich, höher zu steigen, und zu deiner Verwunderung stehst du bald vor einem noch großartigerem Sturze; denn was du gesehen, ist nur der untere Theil des Falles. Der obere, ungleich beträchtlicher, schroffer und klippenreicher, gewährt einen noch überraschenderen Anblick. Mehr zusammengedrängt, kann hier der Strom in größerer Nähe betrachtet werden. In fast senkrechter Richtung stürzen die Fluthen mit erstaunlicher Geschwindigkeit in eine durch kolossale Felsen gebildete Grotte, worinnen sie auf einen Augenblick verschwinden, um unterhalb derselben aufs Neue zum Vorscheine zu kommen und sich zum neuen Falle anzuschicken. Du verlangst nun aber auch, dieses Naturwunder von oben zu beschauen. Beschwerdelos gelangst du dahin und blickst erstaunt in die schwindelnde Tiefe des Falles hinab, die mit Einfluß des unteren Sturzes 320 Fuß beträgt. — Erst jetzt lässest du deinen Blick auch in die Ferne streifen und bemerkst alsbald, daß dich für die Mühe des Aufsteigens auch eine entzückende Aussicht lohnt. Zwischen gewaltigen Fichten und Tannen schaust du in das frische Grün hoher Alpenwiesen, während im Hintergrunde steile Gipfel in die Wolken empor starren und im Vordergrunde eine freundliche Landschaft

sich ausbreitet. Ein einfacher Sitz ladet dich ein, in behaglicher Beschauung der Ruhe zu genießen; aber du willst nunmehr auch den zur Seite sich öffnenden Felsenrachen näher ins Auge fassen, aus dem der Bach hervorquillt. Vorsichtig auf hervorragende Klippen tretend, steigst du hinein in eine dunkle Grotte, aus deren tiefem Hintergrunde ruhig die scheinbar geschwärzten Fluthen hervorkommen. Bald aber werden dieselben lebendig, erscheinen hell, wie Krystall und eilen behende ihrem Sturze zu, wo sie in weißen Schaum sich aufzulösen scheinen. — Merkwürdigerweise soll dieser Gebirgsbach der Abfluß des zwischen dem westlichen Fuße des hohen Göhl und dem Wazmann sich ausbreitenden Königssees sein, der sich den Weg durch das Innere jenes Berges gebahnt hätte.

* * *

Psalm.

Rauschet, Gewässer
In schäumender Fluth!
Kühlet der Wange
Roth flammende Gluth!

Preiset den Schöpfer
Im tosenden Fall!
Rühmt seine Ehre
Mit fröhlichem Schall!

Kündet's den Thälern:
Der Herr weilet hier!
Zeigt seine Spuren
Dem Bergesrevier!

Lobt ihn, ihr Perlen
Am silbernen Strahl!
Wogen, o wallt ihm
Voll Lust allzumal!

Hüpft ihm, ihr Wellen,
Im munteren Lauf!
Psalter und Harfe
Erklinget! wacht auf!

Schilderung des Pegnitzthales.

Pegnitzthal — wenn auch nicht großartig, doch immerhin interessant für Freunde romantischer Landschaften. Länge — circa 9 Meilen; Quelle — oberhalb des Städtchens Pegnitz in Oberfranken. Lauf — durch ober- und mittelfränkisches, ehemals größtentheils reichsstädtisch Nürnbergisches Gebiet. Erste Hälfte — südliche Richtung, zwischen mäßigen Bergen der fränkischen Höhe; theilweise interessante Partieen, namentlich unterhalb des Städtchens Velden. Ruinen Veldenstein, Hartenstein, in einiger Entfernung Hohenstein, Königstein, Hauseck, am Ende des südlichen Laufes Lichtenstein und Reicheneck. Malerisch gelegene Orte: Neuensorgermühle, Velden, Vorra, Artelshofen, Eschenbach, Hohenstadt.

Freundliche und sehenswerthe Seitenthäler: Ankerthal mit grotesken Felsengebilden, Hirschbachthal, Pommelsbrunner Thal. Im Flusse — Forellen und Aale. Zweite Hälfte — westliche Richtung vom Dorfe Hohenstadt an. Breites Thal, ausgedehnter Wiesengrund, Hopfenbau, Getreidebau.

Städte: Hersbruck (Michelsberg), in einiger Entfernung — rechts die ehemalige Bergfestung Rothenberg, links der Moritzberg; Lauf, Nürnberg, Fürth. Schilderung dieser Städte in gewerblicher 2c. Beziehung. Vereinigung der Pegnitz mit der Rednitz unterhalb Fürth zum Flusse Regnitz.

Das Tauberthal.

17.

Der Vernagtferner.

Wenn man auf der „oberen“ Straße dem südlichen Tyrol zuwandert, die schattenreiche Finstermünz und das luftige Nauders passirt, dann die Wasserscheide des Donau- und Etschgebietes überschritten hat, so gelangt man in das ansehnliche Dorf Graun, das an dem obersten der drei Seen liegt, welche sich auf der Malser Haide befinden. Hier zeigt sich dem Auge zuerst der gewaltige Ortles und der sich ihm anreihende Suldener Ferner und zwar von einer Seite, die eine seiner hübschesten Ansichten gewinnen läßt. Darum hat aber auch im nahen „St. Valentin auf der Heyde“ schon so mancher Maler seinen Standpunkt gewählt, um die Gestalt dieses mächtigen Riesen auf papierner Fläche wiederzugeben. Uns erschienen seine Konturen im tiefsten italienischen Blau auf das schärfste abgegränzt, und im lieblichsten Lichte spiegelten sich auf seiner Schneedecke die Strahlen der untergehenden Sonne.

Von Graun aus zieht sich gerade in östlicher Richtung, steil anstrebend, das Langtauferer Thal in einer Länge von mehreren Stunden bis zu den Eismassen des Vernagtferners hin. Ein wilder Gletscherbach durchrauscht dieses enge Thal, und ihm zur Seite schlängelt sich der Fußpfad nach ärmlichen Dörfchen. Da wir beabsichtigten, den Vernagtferner zu besuchen, so lenkten wir in dieses Thal ein und fanden nach einer Wanderung von einer guten Stunde im Dörfchen Kapron eine Herberge, mit der wir vollkommen zufrieden sein konnten.

Der Morgen des 18. August traf uns zu guter Zeit auf den Beinen. Wir schritten rüstig einher, denn die Kälte war empfindlich. Reif und Eis deckte die Wiesen, und von den Gletschern wehte des Winters Athem herab. In weniger als zwei Stunden gelangten wir nach Hinterkirch, der Pfarre des Thals, und von dort aus erreichten wir den letzten Weiler in einer halben Stunde. Hier nahmen wir uns einen Führer, der

uns mit tüchtigen Bergstöcken versah und uns nunmehr dem Gletscher entgegen führte.

Zuerst überschritten wir eine Strecke sumpfigen Moores, welches von dem beständig herabsickernden Gletscherwasser gebildet wird, sodann erreichten wir die letzte Matte, die Malager Alp, die wir zur Rechten liegen ließen und standen alsbald am Fuße des Ferners, der nach Aussage unseres Führers in den letzten Jahrzehnten um ein Bedeutendes nach unten, d. h. ins Thal herabgewachsen ist. Die Eismassen verlieren sich hier nicht nach und nach, sondern erscheinen schroff abgeschnitten.

Der Baumwuchs hört allmälig auf und ist schließlich nur durch verkrüppelte Exemplare repräsentirt. Zahlreich zeigt sich indessen der Bergwachholder — **Juniperus nana**, dessen Staude sich nur wenig über den Boden erhebt. Seine zarten Zweiglein werden als Surrogat bei der Fütterung des Viehes benützt. Kühe und Ziegen finden noch eine ziemliche Strecke, südlich dem Gletscher entlang, dürftiges Gras und lassen auch in der That hier ihr Geläute ertönen.

Auf kunstlosem Stege hatten wir den Bach überschritten und klommen nun an der Nordseite des Gletschers über Gestein und Gerölle am südlichen Bergesabhang, welcher von Eis und Schnee frei war, mühevoll hinan, bis wir eine Stelle erreichten, an welcher wir die Eislagen selber betreten konnten.

Der Vernagtferner füllt eigentlich ein Thal aus und erstreckt sich sonach mehr in die Länge als Breite von Ost nach West. Dort schließt er sich dem großen Oetzthaler Ferner an, hier schaut er schweigend ins grüne Thal hinab. Nördlich von ihm starren die Massen des Gebatschferners und unmittelbar im Süden erhebt sich stattlich die blendende Weißkugel bis zu einer Höhe von fast 12,000 Fuß. Ihr naher Gipfel überzeugte uns, daß auch unser Standpunkt ein hoher sein und mindestens 8000 Fuß betragen mußte.

In lautloser Stille lag das Eisfeld, das wir nun nach seiner ganzen Ausdehnung überschauen konnten, vor uns ausgebreitet; aber trotz des hohen Standpunktes war doch unser Blick nur

nach einer Seite hin frei und lediglich auf die uns umgebenden Eis- und Schneemassen beschränkt. — Es erregt jene Abgeschlossenheit in der Region des ewigen Winters eine eigenthümliche Stimmung. Man fühlt es, daß dieses Todes Walten nicht geeignet ist, ein lebendes Wesen anzuziehen, und insbesondere den Menschen nicht veranlaßt, hier Hütten zu bauen. Aber dennoch beschaut man sich die großartige Umgebung in staunender Bewunderung. Solche Eislagen hat das Auge eines Bewohners des Flachlandes noch nie gesehen. Solche Schneemassen standen noch nie vor ihm aufgeschichtet. Solch reine Luft hat er noch nie geathmet! —

Das Gletschereis bildet nicht eine durchaus zusammenhängende Masse, sondern ist durch engere und weitere Spalten vielfach zerklüftet; aber von welcher Dicke oder vielmehr Höhe seine Lagen sind, davon überzeugt man sich, wenn man in diese Klüfte hinabblickt, Steine oder Eisbrocken hinabwirft. Erst lange darnach wird ihr schwerer Fall gehört und mit Entsetzen denkt man an ein mögliches Ausgleiten und Hinabstürzen in solche Abgründe, wo schon so mancher Reisende sein kaltes Grab fand. Hat es kurz zuvor geschneit, so ist es in der That äußerst gefährlich, einen Gletscher zu besteigen, weil dann die Spalten nicht selten durch Schnee leicht verdeckt sind und ungesehen Verderben drohen. Bei einem Uebergange über Gletscher gebraucht man daher wohl auch zuweilen die Vorsicht, daß sich alle Gefährten mit festen Seilen verbinden, so daß, geleitet von dem Führer, einer dem andern in einiger Entfernung folgt und derjenige, welcher ausgleiten würde, von den Anderen gehalten wird. Die beste Zeit für den Gletscherbesuch ist jene von Mitte Juli bis Mitte September.

Das Gletschereis hat eine außerordentliche Härte und Festigkeit, ist auf der Oberfläche von Farbe grau, aus den Klüften aber schimmert es schön bouteillengrün hervor.

Nach einigem Aufenthalte auf dem Ferner durften wir um so mehr an unsere Rückkehr denken, als wir in Schweiß völlig

gebadet angekommen waren und bereits auch eine vollständige Anschauung des Gletschers gewonnen hatten.

Denselben Weg, auf welchem wir heraufstiegen, nahmen wir bei unserer Rückkehr, fühlten nunmehr aber das Bedürfniß der Erfrischung und Erholung, weshalb wir in der Sennhütte der Malager Alp einkehrten, wo wir mit bester, soeben bereiteter Butter, Käse, Milch und hartem Brode auf das freundlichste bewirthet wurden.

Das in Kapron bestellte Mittagessen harrte unsrer noch, da die zwölfte Stunde bereits längst geschlagen hatte, und „St. Valentin auf der Heyde" bot uns nach den Strapazen des heißen Tages wohlthuende und erwünschte Nachtruhe. Aber noch bevor wir uns dem süßen Schlafe überließen, gewährte uns der schneebedeckte Ortles ein majestätisches Schauspiel. Die Strahlen der untergehenden Sonne verglühten auf seiner Spitze im lieblichsten Lichte. Lange schaute ich nach ihm hin, bis er in tiefem Grau verschwamm; dann aber legte ich meine Gedanken und Gefühle nieder in folgendem

Sonett.

Ihr hohen Bergesgipfel, laßt euch fragen,
Was ihr mit euerem Zum-Himmel-Klimmen
Zu jeder Stund dem Wandrer möchtet sagen?
Wozu wollt ihr dies ahnend Herz doch stimmen?

Stets schaut ihr geisterhaft auf mich hernieder
Und redet stumm die ewig gleiche Sprache,
Und immer haften meine Blicke wieder
Auf euren Häuptern — einer stillen Klage!

„Der Mensch vergißt in seiner Mühe Sorgen
„Zu schau'n nach Oben gar zu oft im Leben
„Am späten Abend, wie am frühen Morgen:

„Drum lenken wir zum ew'gen Friedenslande
„Die Blicke hin — wir möchten gerne geben
„Dem Menschen Ruhe bis zum Grabesrande!"

Eine Winterlandschaft.

Es naht das heilige Weihnachtsfest; mehr oder weniger beschränkt sich alles Leben auf häusliche Thätigkeit; seltener geht man ins Freie, weil die Natur öde und erstorben. Der wahre Naturfreund gewinnt aber auch einer Winterlandschaft ihre Reize ab; deren hat besonders das von meiner Vaterstadt nach Osten auslaufende breite Thal selbst im Schneegewande. Vordergrund: Teich, Eisdecke — Schlittschuhläufer; Gasthaus — zahlreiche Kaffeegäste; Landstraße — Schneebahn, Schlittenfahrten (zierliche Schlitten, stattliche Rosse, Peitschengeknall, Schellengeläute); Fluß mit zahlreichen Krümmungen — Mühlen. Rechts: Höhenzug mit Tannenwald, von Schneelasten gebeugt. Links: stattliche Hügelreihe, bedeckt mit Landhäusern, Obstgärten, die den Blüthenschmuck des Frühlings nachzuahmen scheinen. Mittelgrund: weite Thalebene mit Gehöften, rauchenden Schornsteinen, Dörfern, aus denen die Thurmspitzen, von der Nachmittagssonne beschienen, besonders hervorragen. Hintergrund: ansehnlicher Bergrücken, der quer das Thal zu schließen scheint. Felsengruppen, Burgruinen, Wald. Ueber das ganze Bild wölbt sich der reinste blaue Winterhimmel, welcher, wie jetzt die Strahlen der „Königin des Tages," so nach wenigen Stunden den matteren Vollmondsschimmer herabsendet.

Der Eisgang.

18.

Der Ostermorgen.

(Monolog.)

Sigmund, ein schriftkundiger und christlich gesinnter Mann, geht in der Frühe des heiligen Osterfestes von seinem einsamen

Hofe nach dem Kirchdorfe. Unterwegs hält er folgendes Selbstgespräch:

„Nein, was ist das für ein Ostermorgen! Das Firmament prangt in Herrlichkeit, auf der Ferne liegts, wie ein seidenes Flortuch, und durch das Thal her wallt ein luftiger Lichtstrom und Alles ist hell und neu und frisch und lebendig.

Es steht Alles auf und will den Auferstandenen begrüßen. Wie schon die Wiesen sich begrünen, und da und dort ein Glöcklein am dünnen Stengel schwankt, als wollt es zum heiligen Festtag läuten! Wie schon die Bäume quellen und manche schon Palmen herausstrecken, weil der König der Ehren wieder ins Land der Lebendigen einzieht! Wie die Wasser wieder munter dahin laufen und mit einander fröhlich plaudern, daß Gott aufgelöst hat die Schmerzen des Todes! (Ap.-Gesch. 2, 24.) Und die Vöglein singen aus der Höhe, wie die Kinder von der Orgel mit ihren hellen Stimmen: O du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Osterzeit!

Nein, es ist ein Leben und eine Pracht und ein Regen und Bewegen! Thal auf und ab und von allen Bergen her wandern die Leute in ihrem schönsten Staat und suchen Gottes Haus und das Freudenwort von der Auferstehung. Und die lieben Kinder hüpfen um sie herum, wie die Lämmer hüpfen; denn es ist Gottes Lamm wieder lebendig worden. Und die Wölklein am Himmel haben alle goldene Köpfe, als ob Engelein drauf schwämmen und schaueten lächelnd zu ihnen herab und freueten sich mit ihnen.

War doch die Nacht so schauerlich! Wie hing das Gewölk so schwarz und schwer über meinem Berge, wie sauste der Sturm um meine Hütte! Und nun am Morgen ruhet die Welt im Glanze. Aber es darf so sein! Die Macht der Finsterniß hat auch gestürmt wider den Gesalbten Gottes; aber siehe! am Morgen der Auferstehung war Alles verstummt, war Alles zerstäubt vor dem Herrn, dem Ueberwinder.

Jesus Christus, ja du bist der Fürst des Lebens! Du warst todt, und siehe, du bist lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit. Du

hast dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergänglich Wesen ans Licht gebracht. Auch uns, auch uns, die wir an Dich glauben, die wir auf Dich hoffen! O theures werthes Wort, o Gottestrost: Ich lebe, sprichst Du, und ihr sollt auch leben!

Was sind nun der Christen Särge? Verborgne Truhen sind sie, wo die Seele ihr altes, schweres Gewand niederlegt, und frei und leicht, mit Flügeln der Morgenröthe, in die Welt des Lichtes schwebt. Was sind nun der Christen Gräber? Ruhebettlein sind sie, wo der Leib vom Staube eine Zeit lang schlummern, gleich als „in einer stillen Kammer des Erdentages Jammer verschlafen und vergessen soll;" Saatfelder sind sie, wo das Samenkorn des irdischen Leibes verwest und das edle Gewächs des himmlischen Leibes hervorbricht am großen Tage der Auferstehung.

(Er kommt an den außer dem Dorfe liegenden Gottesacker.)

Wie heute das Todtenkirchlein schimmert, als ob schon das Morgenroth des letzten Tages in seine Fenster blitzete! Wie die Kreuze im Morgenduft stehen als lauter Siegesfahnen! Und aus den Gräbern treiben schon Hyacinthen und Aurikeln, als wollten die Gräber schon auseinanderbrechen!

Frommer Vater! Dein Grab wird auch schon grün von den Blumen, die Dir die Hände Deiner Kinder gepflanzt und ihre Augen begossen haben. Guter Vater! Wie manchen Winter wirst Du noch da drunten verschlafen, bis das rechte Frühjahr kommt! Schlaf in Frieden! E s k o m m t, e s k o m m t die Stunde, daß alle, die in den Gräbern sind, werden die Stimme des Sohnes Gottes hören und werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens!

Guter, frommer Vater! möcht ich doch Deine Lehren nimmermehr vergessen und Deinem Vorgange nachfolgen, wie Du Deinem Erlöser nachgewandelt bist! Möcht ich doch auch recht geistlich auferstehen! Ach, ich weiß es wohl: Gleichwie Christus ist auferwecket von den Todten durch die Herrlichkeit des Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln.

Nun, Herr Jesu Christ, Du Todesüberwinder! ich trau auf Dich. Du wirst diesen Kirchengang, Du wirst Dein göttlich kräftig Wort, Du wirst das schöne heilige Osterfest an meiner Seele dazu segnen, daß alle Todesbande der Sünde zerspringen und die Seele recht frei wird in der Freiheit der Gotteskinder!

(Man läutet im Dorfe.)

Horch, sie schlagen zusammen. Das ist kein Charfreitagsklang. Es läutet so hell und froh, wie wenn ein König nach schwerem Kriege mit Triumpfgepräng in seine Hauptstadt kehrt.

O du selige,
O du fröhliche,
Gnadenbringende Osterzeit!
Welt lag in Banden,
Christ ist erstanden,
Freue, freue Dich, o Christenheit!

Des Jahres letzter Abend.

Sigmund — bei Sternenschimmer vom Pfarrdorfe nach seiner einsamen Wohnung gehend — Selbstgespräch. So wär er denn christlich beschlossen, der letzte Tag des scheidenden Jahres — Sternlein leuchten heller, weil über Beten und Singen aufgegangen 2c. Besonderer Gottesdienst am Sylvesterabend! — wird geschildert nach seiner feierlichen Weise. — Momente aus der Predigt. — Altes Jahr! viel Kampf und Jammer angeschaut mit deinen 365 Augen — bald heiter gelächelt, bald trauernd gethränet — Schilderung der wechselnden Loose. — Ueber Allen hat die wandellose ewige Liebe gewaltet, und noch hört nicht auf die Treue des alten Bundesgottes — darum ein Scheiden im Frieden vom weichenden Jahre. Parallele mit einem scheidenden Knechte. Wir selbst, Fremdlinge und Gäste, wandern immer, immer vorwärts, dem Grabe zu. — (Er steht am Gottesacker vor dem Dorfe.) Stille Wohnung der Todten! Todesengel hat so Manchen schon dahin gebettet — macht Raum fürs künftige Jahr! Auch für mich? — Ueberschrift an des Friedhofs Pforte:

„Hinüber!" — vom Engel des Todes getragen. Kurzes Gebet. (Es schlägt im Dorfe 7 Uhr). Unaufhaltsames Drängen dem Ende zu! Noch fünf Stunden — dann unabänderliches Entschwundensein. Scheidegruß.

Der Herbstmorgen.

19.

Der Abend vor einem Festtage im Hause einer rechtschaffenen Mutter.

(Familienscene.)

Mutter Gertrud war noch allein bei ihren Kindern. Die Vorfälle der Woche und der kommende festliche Morgen erfüllten ihr Herz. In sich selbst geschlossen und still bereitete sie das Nachtessen, nahm ihrem Manne und den Kindern und sich selber ihre Sonntagskleider aus dem Schranke und bereitete Alles auf morgen, damit dann am heiligen Tage sie nichts mehr zerstreue, und da sie ihre Geschäfte vollendet hatte, setzte sie sich mit ihren Lieben an den Tisch, um mit ihnen zu beten.

Es war alle Samstage ihre Gewohnheit, den Kindern in der Abendgebetstunde ihre Fehler und auch die Vorfälle der Woche, die ihnen wichtig und erbaulich sein konnten, an's Herz zu legen, und heute war sie besonders eingedenk der Güte Gottes gegen sie in dieser Woche und wollte diesen Vorfall, so gut ihr möglich war, den jungen Herzen tief einprägen, daß er ihnen unvergeßlich bleibe. Die Kinder saßen still um sie her, falteten ihre Hände zum Gebete und die Mutter redete also mit ihnen:

Ich habe euch etwas Gutes zu sagen, Kinder. Der liebe Vater hat in dieser Woche eine gute Arbeit bekommen, an der

sein Verdienst viel besser ist, als an dem, was er sonst thun muß: Kinder, wir dürfen hoffen, daß wir in Zukunft das tägliche Brod mit weniger Sorgen und Kummer haben werden. Danket, liebe Kinder, dem lieben Gott, daß er so gut gegen uns ist und denket fleißig an die alte Zeit, wo ich euch jeden Mundvoll Brod mit Angst und Sorgen abtheilen mußte. Es that mir da so manchmal im Herzen weh, daß ich euch so oft und viel nicht genug geben konnte; aber der liebe Gott im Himmel wußte schon, daß er helfen wollte, und daß es besser für euch sei, meine Lieben, daß ihr zur Armuth, zur Geduld und zur Ueberwindung der Gelüste erzogen würdet, als daß ihr Ueberfluß hättet. Denn der Mensch, der Alles hat, was er will, wird gar zu gerne leichtsinnig, vergißt seines Gottes, und thut nicht das, was ihm selbst das Nützlichste und Beste ist. Kinder, denket doch, so lange ihr leben werdet, an diese Armuth und an alle Noth und Sorgen, die wir hatten, und wenn es jetzt besser geht, Kinder, so denket an die, so Mangel leiden, wie ihr Mangel leiden mußtet. Vergesset nie, wie Hunger und Mangel ein Elend sind, auf daß ihr mitleidig werdet gegen den Armen, und wenn ihr einen Mundvoll Ueberflüssiges habet, es ihm gerne gebet. Nicht wahr, Kinder, ihr wollt es gerne thun? — O ja, Mutter, gewiß gerne, sagten alle Kinder.

Aber, ihr Lieben, wie ist es diese Woche mit dem Rechtthun gegangen?

Die Kinder sehen eines das andere an und schweigen.

Mutter. Anneli, thatest du recht in dieser Woche?

Anneli. Nein, Mutter, du weißt es wohl mit dem Brüderlein.

Mutter. Anneli, es hätte dem Kinde Etwas begegnen können; es sind schon Kinder, die man so allein gelassen hat, erstickt. Und über das, denk nur, wie es dir wäre, wenn man dich in eine Kammer einsperrte, und dich da hungern und dursten und schreien ließe! Die kleinen Kinder werden auch zornig und schreien, wenn man sie lange ohne Hilfe läßt, so entsetzlich, daß sie für ihr ganzes Leben elend werden können. Anneli, so dürfte ich keinen

Augenblick mehr ruhig vom Hause weg, wenn ich fürchten müßte, du würdest mit dem Kinde nicht sorgfältig sein.

Anneli. Glaube mir es doch, Mutter, ich will gewiß nicht mehr von ihm weggehen.

Mutter. Ich will es zum lieben Gott hoffen, du werdest mich nicht mehr so in Schrecken setzen.

Und, Niklas, wie ist es dir in dieser Woche gegangen?

Niklas. Ich weiß nichts Böses.

Mutter. Denkst du nicht mehr daran, daß du am Montag das Grüteli umgestoßen hast?

Niklas. Ich habe es nicht mit Fleiß gethan, Mutter!

Mutter. Ja, wenn du es noch gar mit Fleiß gethan hättest! Schämest du dich nicht, das zu sagen?

Niklas. Es ist mir leid, ich will es nicht mehr thun, Mutter!

Mutter. Wenn du einmal groß sein und so, wie jetzt, nicht Achtung geben wirst, was um dich her ist, so wirst du es mit deinem großen Schaden lernen müssen. Schon unter den Knaben kommen die Unbedachtsamen immer in Händel und Streit, und so muß ich fürchten, mein lieber Niklas, daß du dir mit deinem unbedachtsamen Wesen viel Unglück und Sorgen auf den Hals ziehen werdest.

Niklas. Ich will gewiß Acht geben, Mutter.

Mutter. Thue es doch, mein Lieber, und glaube mir, dieses unbedachtsame Wesen würde dich gewiß unglücklich machen.

Niklas. Liebe, liebe Mutter! ich weiß es und ich glaube es und will gewiß Acht geben.

Mutter. Und du, Lise, wie hast du dich in dieser Woche aufgeführt?

Lise. Ich weiß einmal nichts Anderes diese Woche, Mutter.

Mutter. Gewiß nicht?

Lise. Nein, Mutter, so viel ich mich besinne; ich wollte es sonst gerne sagen, Mutter.

Mutter. Daß du immer, auch wenn du nichts weißt, mit so viel Worten antwortest, als ein Anderes, wenn es recht viel zu sagen hat.

Lise. Was habe ich jetzt denn auch gesagt, Mutter?

Mutter. Eben nichts, und doch viel geantwortet. Es ist das, was wir dir tausendmal schon sagten, du seiest nicht bescheiden, du besinnest dich über nichts, was du reden dürfest und müssest doch immer geredet haben. Was hattest du gerade vorgestern dem Untervogt zu sagen, du wissest, daß Arner bald kommen werde?

Lise. Es ist mir leid, Mutter.

Mutter. Wir haben es dir schon oft gesagt, daß du nicht Alles, was dich nicht angeht, reden sollest, insonderheit vor fremden Leuten, und doch thust du es immerfort. Wenn jetzt dein Vater es nicht hätte sagen dürfen, daß er es schon wisse, und wenn er so Verdruß von deinem Geschwätze gehabt hätte?

Lise. Es würde mir sehr leid sein; aber weder du, noch er haben doch ein Wort gesagt, daß es Niemand wissen soll.

Mutter. Ja, ich will es dem Vater sagen, wenn er heim kömmt. Wir müssen so zu allen Worten, die wir in der Stube reden, allemal hinzusetzen: das darf jetzt die Lise sagen bei den Nachbaren und beim Brunnen erzählen, aber das nicht, und das wieder wohl, so weißt du dann ordentlich und richtig, wovon du plappern darfst.

Lise. Verzeihe mir doch, Mutter, ich meinte es auch nicht so.

Mutter. Man hat dir für ein- und allemal gesagt, daß du in nichts, was dich nicht angeht, plaudern sollst; aber es ist vergeblich. Dieser Fehler ist dir nicht anders abzugewöhnen, als mit Ernst, und das erste Mal, daß ich dich wieder bei so unbesonnenem Geschwätz antreffe, werde ich dich mit der Ruthe abstrafen.

Thränen schossen der Lise in die Augen, da die Mutter von der Ruthe redete. Die Mutter sah es und sagte zu ihr: Lise, die größten Unglücke entstehen aus unvorsichtigem Geschwätze, und dieser Fehler muß dir abgewöhnt sein.

So redete die Mutter mit Allen, sogar mit dem kleinen Grüteli, zu dem sie sagte: du mußt deine Suppe nicht mehr so un-

gestüm fordern, sonst laß ich dich ein andermal noch länger warten, oder ich gebe sie gar einem Anderen.

Nach all diesem beteten die Kinder ihre gewöhnlichen Abendgebete und nach demselben das Samstagsgebet, das Gertrud sie gelehrt hatte.

Der Abend nach einem Festtage im Elternhause.

— Geburtstag des Vaters, und zwar der 50ste, ein Familienfest. Mutterlehren: des Vaters Liebe, stete Sorge, die Seinen glücklich zu machen, viel Arbeit und Anstrengung; er ist kürzlich von einer Krankheit genesen, Gott hat erhalten den Ernährer und Versorger der Familie und den heutigen frohen Tag geschenkt. Man hat einen Ausflug gemacht, einen Obstgarten besucht, die Kinder ergötzten sich. Karl jedoch hat bei dem Fange eines Schmetterlings sich zu weit entfernt, Fritz einen Baum erklettert, ist in Gefahr gewesen, Lina hat zu viel Obst genossen, ist unwohl geworden.

Mahnende Worte: Leichtsinn — oft die Ursache lebenslänglichen Unglücks. Zügelung der Begierden! Beispiele! — Keckheit und Verwegenheit enden oft im Verderben. Bilder! — Uebermäßige Gaumengenüsse — nicht selten Quelle des Siechthums und mancher Krankheiten. Enthaltsamkeit. Erzählungen aus der Geschichte. Abendandacht!

Der Tag der Einsetzung des Vaters in ein neuerlangtes Amt.

20.

Die Johannisfeier.

(Lokalfest).

Im Nordwesten meiner Vaterstadt Nürnberg breitet sich zwischen blühenden Gärten und üppigen Feldern eine Vorstadt aus;

ihr bescheidenes Kirchlein ist dem heiligen Johannes geweiht, und auch sie selbst führt den Namen dieses Apostels. Der das Gotteshaus umgebende sehr umfangreiche Gottesacker wird für die meisten Bewohner der alten Noris die Friedensstätte, wo sie ihren Wanderstab für immer niederlegen; denn fast alle älteren Familien besitzen daselbst ein eigenes Begräbniß. Wohl wird dieser Wohnplatz der Todten tagtäglich von Lebenden besucht; denn sein eigenthümlicher Charakter mit liegenden Grabsteinen und sehr kunstvoll gearbeiteten Epitaphien veranlaßt auch die hier weilenden Fremden, ihn zu beschauen. Sie folgen hiebei in der Regel dem Kreuzwege und betrachten dann Adam Krafft's meisterhafte Figuren an den Stationen: aber am Kirchweihtage graut kaum noch der Morgen, und schon füllt sich das weite Grabgebiet mit einer großen Schaar ernst gestimmter Menschen, die da kommen, die Gräber ihrer lieben Heimgegangenen mit Blumen zu schmücken. Welche Manchfaltigkeit tritt da dem Auge entgegen! Hier erblicke ich einen Grabstein, den sinnige Liebe mit Eichenlaub umwunden hat, und dessen Oberfläche Vergißmeinnicht und Rosen decken. Dort schlingt sich eine Guirlande von Epheu um das Denkmal aus Marmor, von Nelken und Lilien umduftet. Auf jenem Grabeshügel erhebt sich kunstvoll eine Pyramide, aus den manchfachsten Blumen und Gewächsen gebildet. Das zu meiner Rechten stehende hölzerne Kreuz, von einem Flor umhangen, ziert einfach ein prunkloser Myrthenkranz. Unter dem Schatten jener Trauerweide sitzt weinend eine liebende Mutter und schmückt mit sorglicher Hand die Ruhestätte der entschlafenen Tochter, während das zurückgebliebene Schwesterlein die Thränen der trauernden Mutter zu stillen sucht.

Doch bald finden sich auch andere Personen ein, die nicht Schmerz und Trauer hieher führt; — sie kommen, die geschmückten Gräber zu besehen, wohl auch hie und da, um der großen Todten zu gedenken, welche hier im kühlen Grunde ruhen. Die gefeiertsten Namen derselben sind die eines Martin Behaim, Peter Vischer, Willibald Pürkheimer, Hans Sachs und besonders des größten der älteren deutschen Maler — Albrecht Dürer. Der

hiesige Kunstverein ehrt das Andenken des letzteren auch heute dadurch, daß er den wohlverdienten Lorbeerkranz auf dessen Grab gelegt hat. — Immer regsamer wird es nunmehr. Die Glöcklein der Kirche mahnen zum Gottesdienste, und bald ist der kleine Tempel gefüllt. Der feierliche Klang der Orgel ertönt und es fällt ein der Chor der Gemeinde; dann lauscht der Predigt auch von außen eine große Anzahl von Zuhörern. Ist der Gottesdienst beendet, so wimmelt es allenthalben von Menschen, die laut und lebhaft sich unterhalten. Um die Mauern des Kirchhofs herum wird Mancherlei zum Verkaufe ausgeboten; unter Anderem sind es auch die Erstlinge der Früchte, die saftigen Kirschen, nach denen besonders die Kinder so gierig haschen. Darum ist die Kinderwelt zahlreich vertreten; findet sie ja überdies noch jene reizenden Pferdchen und Chaischen, welche sich am Caroussel in ewigem Kreise herum bewegen. Erwachsene Personen kommen und gehen; sie durchwandern dann jene üppigen Fluren, welche den „Kans" bilden und laben sich hierauf an einem Glase frischen Biers.

So gibt denn die Feier des Johannisfestes Veranlassung zu mancherlei Betrachtungen. Leben und Tod, Freude und Trauer begegnen sich hier. Vor Allem aber zeigt sich, daß Eines es ist, welches stärker sein muß, als der Tod, mächtiger, als die Schrecken des Grabes: jenes Band, das die Wallenden an die Heimgegangenen kettet, jene Frucht des Glaubens, an die der Name „St. Johannes" augenblicklich erinnert — die Liebe, die da bleibet in Ewigkeit! —

Das Missionsfest.

Mission: Werk der christlichen Liebe, Boten des Evangeliums zu den Heiden zu senden (äußere Mission). Vereinigung christlicher Freunde zum Zwecke der Förderung dieses Werkes — Missionsverein. In Bayern luth. Lokalvereine und Centralverein. Letzterer hält jährlich eine Versammlung von Abgeordneten aller ihm angehörigen Zweigvereine, verbunden mit kirchlicher Feier — Missionsfest zu Nürnberg. Schilderung desselben.

Vorkehrungen — Ausschreiben, Einladung, Bestellung eines Festpredigers, magistratische Erlaubniß zur Benützung des Rathhaussaals 2c. Der Tag naht. Schon am Vorabend viele Gäste aus der Ferne, namentlich Geistliche (Eisenbahn); am Morgen des Festtages erscheinen sie auch aus der Nähe; eine Menge Andächtiger wallt der bestimmten Kirche zu — mitten im regen Getriebe des Tagesverkehrs; um 7 Uhr ertönt das feierliche Geläute der Glocken. Der Festzug setzt sich in Bewegung vom treffenden Pfarrhofe aus. An der Spitze: Festprediger, Abgeordnete der Kollegien des Magistrats und der Gemeindebevollmächtigten; Geistliche, theils im Ornate, theils in schwarzer bürgerlicher Kleidung, anderweitige Festgäste.

Orgel ertönt, wenn der Zug das Gotteshaus betritt, Liturgie, Predigt. — Versammlung der Anwesenden auf dem großen Rathhaussaale zum Zwecke der Berathung 2c. Gesang; Eröffnungsworte des Vorsitzenden, Gebet, Jahresbericht, Mittheilungen aus dem Gebiete der Mission, Ansprache etwa anwesender Missionäre 2c., Berathungsgegenstände, Wahl des Verwaltungsausschusses — Schlußgebet und Gesang. — Geselliger Umgang näherer Freunde am Abende des Tages.

Das Erntefest.

21.

Die Blumenweihe. *)

(Parabel.)

Die zarte Selma war ausgegangen, den lieblichen Frühling in seinem Blüthenschmucke zu beschauen; ihr Fuß wandelte auf dem frischen Grün des Rasens, und sorglich gab sie auf ihre

*) Hiezu das Titelbild.

Schritte Acht, nicht des erwachten Blumenlebens Verderberin zu werden; denn sie liebte die Blumen sehr. „Wie sie doch alle in frischester Fülle prangen," rief sie aus, „die freundlichen Kinder des Lenzes! Ist es doch, als ob Gottes Schöpferodem sie erst heute dem Schooße der mütterlichen Erde zu entsprießen geheißen hätte!" Da nahete dem holden Mägdelein ein lieblicher Knabe, der Engel der Blumen, und lehrte sie verstehen die geheime Sprache seiner Schützlinge. Wie lauschte begierig ihr waches Ohr der nie vernommenen Rede! —

„Betrachte mich," sprach leise das unscheinbare Maasliebchen, „geröthet ist der Rand meiner Blüthen — ich bin das Bild der Schamhaftigkeit einer sittigen Jungfrau!" Und kaum vernehmbar ertönte es zwischen dem Gesträuche der nahen Dornenhecke: — „Bescheidenheit ist die Zierde des Veilchens!" „Beschaue mich," rief ihr die Lilie zu, „rein und weiß sind meine Blätter — ein Bild der Unschuld." Stolz und selbstgefällig stand prangend die Tulpe daneben; — sie redete die Sprache der Eitelkeit, und alle Blumen kehrten sich unwillig von ihr hinweg; die gefühlvolle Selma aber neigte ihr Ohr zur Seite, dem klaren Bächlein zu und vernahm in seinem Murmeln bedeutsam die Worte: „Kennst Du die lieblichen himmelblauen Sternlein, die freundlich aus meinen Fluthen hervorragen, und denen ich unaufhörlich die lebenspendende Frische zuführe? — sie mahnen: „Vergiß nicht den Urquell des Lebens, den Spender der edelsten Gaben!" — Und bei diesen Worten klang es vom nahen Laubwäldchen, wie harmonisches Geläute — es waren die Silberklänge des niedlichen Maiglöckchens, welche tausendstimmig zur Feier des Frühlings läuteten und lieblich im Thale verhallten. — „Ja, läutet nur immerhin, ihr lieben Glöckchen," rief bewegt das Mägdlein, „ermuntert zum Lobe des Herrn! und ihr Wohlgerüche, steigt auf, als süßer Weihrauch zum Throne des Erhabenen! Du aber, mein Herz, sei der Altar, auf welchem unauslöschlich die Flamme der ewigen Liebe brennt; denn hier ist wahrhaftig Gottes Haus — ein weiter Tempel des Herrn!" — Und vor ihren Augen zerfloß im Dufte der Blumen lichthell der liebliche Knabe; von

dem Tage an aber regierte der Feuer- und Liebesgeist aus höherer Welt die Seele der aufblühenden Jungfrau. —

* *
*

Ein Blumenstrauss.

Lilie.

Zarte Lilie, herrlich prangend
Streben Deine Blätter auf,
Nach dem Lichte still verlangend,
Deuten mir des Schönen Lauf.

Tulpe.

Prangend — doch sonder Gehalt —
Zeigst Du in Deiner hübschen Gestalt
Hochfahrenden Sinn ohne edleres Sein: —
Gleichest fürwahr manchem Mägdelein!

Nelke.

Wahren Werth gibt nicht die Form,
Sondern das edlere Wesen:
Dies zu beweisen hat sich
Würdig die Nelke erlesen.

Heckenrose.

Nicht den Reichthum Deiner hohen Schwestern
Theilest Du auf Deinem Dornenthron;
Doch Dein Ruhm: auch er ist nicht von gestern,
Urklang hallt aus Deiner Rede Ton.

Zwar nur selten pflücken zarte Hände
Dich zum kunstgerecht gewundnen Kranz;
Fern von reicher Gärten Duftgelände
Bleibt Dir fremd des Blumenlebens Glanz;

Dennoch zierst Du manchen keuschen Busen,
Schmückst den Hut so mancher holden Maid,
Und im Liede feiern Dich die Musen,
Wenn des Jahres Kreislauf sich erneut.

So — naturumschmiegt — in stiller Wonne
Wallst Du ruhig Deine kurze Bahn.
Leuchtet Dir doch freundlich Gottes Sonne,
Und manch Auge blickt Dich liebend an! —

Malve.

Es trinken Deine Kelche
Nur klares Sonnenlicht;
Der Nächte schwarzes Dunkel
Erträgt Dein Auge nicht!

Drum, wenn die Schatten länger
Ins Thal hernieder zieh'n,
Senkt es die zarten Lider,
Bis Morgenglocken früh'n.

O, daß des Geistes Auge
So sonnenhaft auch wär':
Nie legten düstre Schatten
Sich auf das Herz so schwer!

Immortelle.

Ob noch rankend an dem Strauche,
Ob getrennt von ihm sie wohne: —
Immer gleich nach altem Brauche
Bleibt sich Deine Blüthenkrone.

So geziemt's dem treuen Bilde
Ew'gen Lebens, ew'ger Liebe,
Daß dem Gram zum festen Schilde
Wandellose Hoffnung bliebe.

Die Heimsuchung.

Phönika, einzige verwaisete Tochter eines begüterten Joniers, hatte von dem großen Propheten gehört, der in Israel aufgestanden 2c. Seine Reden — nicht Weltweisheit, wahrhaftige Gottesoffenbarung; seine Thaten größer, als die eines Sterb-

lichen. In ihrem Gemüthe — ein Funken des Ewigen; — wer sollte ihn anfachen? Sie fragt die Wolken, die ꝛc.; die Blumen im Thale, die ꝛc.; den Wanderer hält sie mit freundlicher Rede auf ꝛc.; täglich sucht sie den Unergründlichen. Einst geht sie mit Gespielinen ins Freie — es kommt ein ärmlich gekleideter Greis — Weisheit, Würde und Heiligkeit strahlt aus seinen Zügen — ohne Reisegefährten, ohne Tasche und Schwert. Phönika sieht ihn fragend an, die andern Mädchen spotten, fragen: Willst Du diesen Bettler nicht auch in Dein Haus führen, auf Deine Polster legen, mit Deinen Teppichen bedecken? „Ja!“ denn „„einem Armen begegnen — Gnade der Gottheit!““ Mädchenschaar enteilt, Phönika führt den Greis in ihr Haus — bereitet ein Bad, setzt wohlschmeckendes Abendessen vor, Wanderer überläßt sich der Ruhe. Des andern Morgens steht der heilige Mann schon frühe vor Phönika, segnet sie, führt sie an der Hand des Gesprächs ein in die Tiefen göttlicher Weisheit. — Phönika fragt, wer denn ihr lieber Gast sei, und woher ihm solche Weisheit komme? Der Mann mit der hehren Gestalt antwort: Freue Dich des Aufgangs Deines Heils — ein Apostel des Herrn, gesandt, die Quellen der Wahrheit Dir zu öffnen; die Liebe des Herrn Dein ewiger Lohn! — Die Gefeiete erwiedert: Nun erfahre ich in Wahrheit, daß „einem Armen begegnen“ ꝛc. Von nun an weht der Geist der Liebe und des Glaubens durch die Marmorhallen der jonischen Jungfrau.

Die Erdbeeren.

22.

Die sieben Wunder der alten Welt.

(Briefform).

a.

Liebe Freundin!

Wir haben beschlossen, einen kleinen Briefwechsel zwischen uns zu unterhalten und darinnen Gegenstände zu behandeln, welche uns im Unterrichte vorgeführt wurden. Ich beginne nun sogleich damit, daß ich Dir Einiges über die sieben Wunder der alten Welt mittheile.

Man hat diese Namen sieben Werken des Alterthums gegeben, welche sich entweder durch Schönheit und Vollkommenheit ihrer Form, oder durch Beträchtlichkeit ihrer Größe und ihres Umfangs auszeichnen. In der Regel werden folgende Meisterwerke darunter verstanden:

1) Die Mauern Babylons, 2) die schwebenden Gärten der Semiramis, 3) der Dianentempel in Ephesus, 4) das Mausoleum in Karien, 5) die Pyramiden in Egypten, 6) der Koloß zu Rhodus, 7) der Leuchtthurm bei Alexandrien.

1. und 2. Semiramis war die Frau eines Offiziers des assyrischen Königs Ninus. Nach dem Tode ihres Gatten wurde sie die Gemahlin des Königs selbst, und, zum zweiten Male Wittwe geworden, ergriff sie die Zügel der Regierung des ausgedehnten Reiches und herrschte wie ein großer Regent. Sie erbaute Babylon am Flusse Euphrat und zwar mit einem solchen Aufwande, daß die Nachrichten hierüber an's Unglaubliche gränzen. Die Stadt war viereckig; ihre Mauern hatten 25 Stunden im Umfange, 300 Fuß Höhe und eine so beträchtliche Breite, daß darauf sechs Wagen neben einander fahren konnten. Jede der vier Mauerseiten enthielt 25 eherne Thore. Mitten durch die Stadt strömte der Euphrat, dessen Ufer ebenfalls mit einer hohen, dicken Mauer eingefaßt waren. Die beiderseitigen Stadttheile verband im Mittelpunkte eine 30 Fuß breite Brücke mit zwei schönen Palästen an jedem Ende. Jeder dieser Paläste trug auf

gewölbten, hoch aufgeworfenen Terrassen die schönsten Gärten, die mit ihren duftenden Blumen und schattigen Bäumen wie durch eine Zauberkraft in der Luft frei zu schweben schienen. Sie waren durch Treppen mit einander verbunden, viereckig — jede Seite 400 griechische Fuß lang — und rings herum ging eine 22 Fuß dicke Mauer. Auf der obersten Terrasse, welche die Höhe der Stadtmauer hatte, befand sich eine Cisterne, die durch ein Räderwerk aus dem Euphrat Wasser erhielt und die unteren nach allen Richtungen hin bewässerte.

Diese wunderbaren, luftigen Anlagen nennt man die schwebenden Gärten der Semiramis.

3. Diana, in der griechischen Mythologie die Göttin der Jagd, war die Tochter Jupiters und Schwester Apollo's. Man nannte sie Luna oder Phoebe im Himmel, Diana auf der Erde und Hekate in der Unterwelt. Gewöhnlich stellte man sie dar auf einem goldenen Wagen, welcher von Hirschkühen gezogen wurde. Sie war bewaffnet mit Bogen und einem von Pfeilen gefüllten Köcher; ihr Purpurrock war aufgeschürzt bis zu den Knien, auf dem Haupte glänzte ein Halbmond.

Ganz Kleinasien bestritt die Kosten der Erbauung eines prachtvollen Tempels, welcher dem Kultus dieser Göttin geheiligt werden und die schönste Zierde der Stadt Ephesus sein sollte. Man arbeitete daran 220 Jahre. Die Länge des Gebäudes betrug 425 Fuß, die Breite 220. Die glänzenden, polirten Thore waren von Cypressenholz, alles Balkenwerk bestand aus Cedernholz. Bildhauerarbeiten, Statuen und Gemälde von unschätzbarem Werthe schmückten diesen Tempel, und 227 prächtige Säulen, von 227 Königen gespendet, dienten ihm zur Stütze. — Zum Dienste der Göttin waren zahlreiche Priester und Priesterinen bestellt, welche ewige Ehelosigkeit schwören mußten.

Ein ehrgeiziger Mensch, Herostratus, zündete, um seinen Namen zu verewigen, diesen prachtvollen Bau in derselben Nacht an, in welcher Alexander der Große geboren wurde — 356 Jahre vor Christo, und so sank der herrliche Tempel in Asche.

4. Karien war ein Königreich in Kleinasien. Artemisia, die Königin dieses Landes, versank in tiefe Traurigkeit über den Tod ihres Gemahls, des Königs Mausolus. In Halikarnassus, der Hauptstadt von Karien, ließ sie ihm ein prachtvolles Grabmal errichten, welches unter dem Namen Mausoleum als eines der sieben Wunderwerke der alten Welt bekannt ist. Dieses Monument bildete ein längliches Viereck, welches 411 Fuß im Umfang und 130 Fuß Höhe hatte. Die Vorderseite war mit 30 prächtigen Säulen geschmückt. Artemisia starb, von Schmerz und Gram niedergebeugt, zwei Jahre nach ihrem Gemahl, noch ehe das Mausoleum vollendet war.

Mein nächster Brief soll Dir die noch übrigen drei Wunderwerke vorführen; inzwischen aber erfreust Du vielleicht mit einer anderweitigen Schilderung

Deine

Marie.

b.

Liebe Freundin!

Meinem Versprechen gemäß sollst Du heute noch Weiteres von den 7 Wundern der alten Welt vernehmen, zunächst von dem Koloß zu Rhodus.

5. Die Insel Rhodus liegt im mittelländischen Meere, vier Stunden von der Küste Kleinasiens. Sie hat 16 Stunden Länge und 6 Stunden Breite und ist von einer Anzahl kleiner Flüsse bewässert, welche den Bergen der Insel entquellen. Rhodus war schon im Alterthume berühmt durch die Reinheit seines Himmels, die Milde seines Klimas und die Vortrefflichkeit seiner Früchte. Sie bildete eine mächtige Republik und ihre Flotte beherrschte das Meer. Ausgezeichnete Werke der Kunst machten sie fast so berühmt, wie das alte Griechenland. Obenan stand der weltbekannte Koloß, eine Statue des Apollo von 70 Vorderarmlängen Höhe, mit einem Fuße auf der Insel, mit dem andern auf einem Felsen stehend. Zwischen seinen beiden Beinen

konnten die Schiffe mit vollen Segeln dahinstreichen. Er war ganz aus Erz gegossen, mit Gold verziert und kostete 200 Talente. *)

Dreizehn Jahre waren zu seiner ganzen Vollendung nöthig. Sein zum Himmel erhobener Arm trug eine eherne Schale, aus der des Nachts eine Fackel emporschlug, welche die Tiefen des Landes und den Spiegel des Meeres erleuchtete, während die Rechte gesenkt den tödtlichen Pfeil trug. Bogen und Köcher hingen ihm um die Schulter; übrigens war er unbekleidet — ein vollendetes Kunstwerk.

In Folge eines Erdbebens stürzte der ungeheure Koloß schon 56 Jahre nach seiner Errichtung, ungefähr 200 Jahre v. Chr. Geb., zusammen und blieb lange in Trümmern liegen. Nach Eroberung der Insel Rhodus durch die Saracenen im Jahre 655 kaufte ihn ein Jude und ließ die Ueberreste durch 900 Kameele hinwegtragen.

6. Die Gestalt der Pyramiden ist bekannt; sie haben 4 Seiten, welche in einer Spitze auslaufen. Wahrscheinlich waren diese Riesenthürme nicht zur Ehre eines Gottes, sondern in Aegypten, wie in Aethiopien, als Grabstätten für die Könige errichtet. Die größte derselben, nach ihrem Erbauer Cheops genannt, nordwestlich von Memphis, ist noch einmal so hoch, als unsere höchsten Thürme, nämlich mit dem Fußgestell 800 Fuß und man hat berechnet, daß man mit den Steinen, die sie enthält, eine mäßige Mauer um das ganze Königreich Spanien ziehen könnte. 370,000 Arbeiter vollendeten den Bau in 20 Jahren.

In 5 Gruppen abgesondert, findet man in Mittelägypten noch eine Anzahl von ungefähr 40 Pyramiden; sie stehen nordwestlich vom Nil bei Gizé und sind an Größe verschieden.

Die äthiopischen, eben so zahlreich, sind kleiner. Auch in Mexiko finden sich welche, die mit jenen von Aegypten Aehnlichkeit haben.

7. Pharus nennt man einen Thurm am Meer, welcher während der Nacht beleuchtet ist, um die Schiffe vor gefährlichen

*) Ein attisches Talent war nach unserem Gelde ungefähr 1200 Thaler, ein alexandrinisches noch einmal so viel.

Klippen und Sandbänken zu warnen. Der ausgezeichnetste des Alterthums war derjenige auf der kleinen Insel Pharos an der ägyptischen Küste, nicht weit von der Stadt Alexandrien. Er war erbaut in Form einer Pyramide und bestand aus mehreren Etagen. Das Innere enthielt einige Hundert Zimmer und eine große Anzahl Stiegen; man konnte sich in diesem Gebäude verirren. Die Treppen stiegen so sanft an, daß Lastthiere sie bequem passiren konnten.

Nicht selten wird auch als 7. Weltwunder, 1. und 2. gemeinsam betrachtend, das Labyrinth auf der Insel Kreta angenommen. Der Erbauer desselben war der kunstfertige Dädalus, unter der Regierung des Königs Minos II. Es hat allen späteren unter- und oberirdischen Irrgängen den Namen gegeben. Minos bannte in das Labyrinth nach der Mythe das von seiner Gemahlin Pasiphaë geborne Ungeheuer, den Minotaurus, dem er jedoch Menschenopfer bringen mußte, bis es dem Heroen Theseus gelang, den Minotaurus zu tödten und sich selbst wieder aus den vielfach verschlungenen Irrgängen herauszufinden. Ariadne verhalf ihm hiezu, indem sie ihm einen rothen Faden in die Hand gab, an welchem er zum Ausgange gelangte. Noch zeigen die Ruinen des Labyrinths viele schöne Säulen aus parischem Marmor und Trümmer derselben, sowie auch räthselhafte Gänge; ja man will eine von metallenen Säulen getragene Wölbung gefunden haben, in welcher ein eiserner Trog mit Ketten befindlich, den man für den Aufenthalt des mythischen Minotaurus (halb Mensch, halb Stier) gehalten hat. Noch verdient das ägyptische Labyrinth, ein großes Gebäude unweit dem See Möris, Erwähnung; es enthielt 12 große Säle und 3000 Kammern, 1500 über und 1500 unter der Erde, darinnen Königsleichen, überhaupt viele Menschen- und Thiermumien.

Ich bin somit zu Ende. Nicht wahr, liebe Freundin, Du staunst über die Großartigkeit dieser Werke und bewunderst mit mir die Kunst, besonders aber die Kraft und Ausdauer des Alterthums, hinter welchem spätere Zeitalter in manchfacher Beziehung zurückgeblieben sind, während sie nach anderen Seiten

hin gewaltige Fortschritte gemacht haben. Das Letztere nachzuweisen, hast Du Dir zur Aufgabe gestellt; darum sieht mit steigendem Interesse weiteren Schilderungen entgegen

Deine

Marie.

Sebaldusgrab — Göltzschthal-Ueberbrückung — Glaspalast in London.

Freundin schildert in ihrer Erwiederung zwar keine Weltwunder, doch ausgezeichnete Werke der Kunst im weiteren Sinne aus neuerer Zeit.

1. Das Grab des heiligen Sebaldus in der Kirche gleichen Namens zu Nürnberg, von Peter Vischer, † 1529.

Schönstes Denkmal Nürnberger Gießkunst von Messing, gleichsam kleine Kapelle, in deren Mitte der mit Silberblech überzogene hölzerne Sarg, die Gebeine des Heiligen enthaltend. Höhe 15′, Länge 8′ 7″, Breite 4′ 8″, getragen von 12 Schnecken und 4 Delphinen. Acht Säulen tragen das Gewölbe mit 3 thurmähnlichen Bauten, mittlerer mit dem Christuskind und der Weltkugel. Figuren der 12 Apostel an den Säulen, jede 1′ 11″ hoch, bewundernswürdig nach Zeichnung, Ausdruck, Stellungen, Faltenwurf 2c. Oestlich Petrus und Andreas; südlich Paulus, Philippus, Jakobus, Johannes; westlich Thaddäus und Matthias; nördlich Matthäus, Thomas, Bartholomäus und Simon. Ueber ihnen 12 kleinere Figuren — entweder Kirchenväter oder die 12 kleinen Propheten.

In Mitte, von den 8 Säulen eingeschlossen auf reich verziertem Untersatze, steht der Sarg des Heiligen; an dessen beiden Längenseiten: vier Basreliefs mit Scenen aus dem Leben St. Sebaldis. Vom Sockel bis zu den thurmähnlichen Bauten auf dem Gewölbe noch über 50 Figuren — kleine Engel in launigen Stellungen. Gegen Abend am Untersatze: der heil. Sebaldus, gegen Morgen der Meister dieses herrlichen Kunstwerks: Peter Vischer, „wie er täglich in seiner Gießhütte umgegangen und gearbeitet“, Bunzen und Treibhammer in den Händen haltend.

Sebald Schreyer war Veranlasser des Sebaldusgrabes, das im Jahre 1508 begonnen, 1519 von dem genannten Meister und seinen 5 Söhnen vollendet und am 19. Juli desselben Jahres aufgerichtet ward.

Das Ganze wiegt 120 Zentner 14 Pfund; vom Zentner wurden dem Künstler 20 fl. bezahlt und das Messing dazugegeben.

2. Die Göltzschthal-Ueberbrückung auf der sächsisch-bayrischen Staatseisenbahn. Deutschland anlangend — einzig dastehender Riesenbau, zwischen Reichenbach und Herlasgrün, unweit Plauen in Sachsen. Grundstein gelegt am 29. Mai 1846. Schwierigkeit: schieferiger Thongrund. Ueberbrückung besteht aus 4 Etagen und einer Brückenabtheilung. Erste Etage: 10 Pfeiler, deren Höhe über dem Göltzschbette 42$^{3}/_{4}$ Ellen; zweite Etage: 47 Pfeiler, Etagenhöhe 36 Ellen; dritte Etage: 22 Pfeiler, 31 Ellen Höhe; vierte Etage: 22 Pfeiler, 29$^{1}/_{8}$ Ellen hoch. Höhe des Brückentheils im Mittel 47 Ellen, in der Mitte des großen Doppelpfeilers 50 Ellen. Spannung der beiden Mittelbogen 50$^{1}/_{2}$ Ellen. Ganzes Werk 1022$^{4}/_{10}$ Ellen lang; größte Höhe über der Sohle des neuen Göltzschbettes 137$^{7}/_{8}$ Ellen, Breite der Fahrbahn 14 Ellen. Festigkeit des ungeheuren Bauwerkes trotz feindseliger Befürchtungen — glänzend bewährt. Ingenieur dieses Baues: Sächsischer Ober-Ingenieur Major Wilke, belgischer General-Inspektor Teichmann.

3. Der Glaspalast (Industrieausstellungsgebäude) in London, erbaut im Jahre 1851.

Es kann nicht unternommen werden wollen, eine nähere Beschreibung dieses kolossalen Baues zu liefern, nur die Großartigkeit desselben einigermaßen anzudeuten. Es bedeckt 18 Acres Grund und Boden, ist über $^{1}/_{3}$ engl. Meilen, 1854′ lang, über 450′ breit, Central-Kreuzgang mit dem kurvenförmigen Dache im Scheitelpunkte 112′ hoch. Das Innere des Gebäudes — größter Raum, welcher auf der ganzen Erde, unter Dach und Fach gebracht, vorhanden ist. Aufgestellte Gegenstände nahmen einen Totalraum von 82 Acres ein mit 9 Meilen von Tischen.

Verwendet wurden beim Bau: neun hundert Tausend Quadratfuß Glas in großen Scheiben, jede 49″ lang, 3300 Eisensäulen von 14½—20′ Länge, 34 Meilen Abzugsröhren, 2200 Bindebalken — einige von geschmiedetem Eisen — 1128 Pfeiler zur Stütze der Gallerien, 205 Meilen Fensterladen, Fußboden für einen Raum von 33 Mill. Kubikfuß, ungeheure Quantitäten von Holzgetäfel, Luft- und Staubfängen und Scheidewänden oder Verschlägen.

Jeder Bestandtheil des Gebäudes — mehr als einem Zwecke dienstbar. Die 6 Reihen von Säulen — nicht allein Träger, auch Rinnen, im Innern hohl, zur Ableitung des Regens am Glasdache eingerichtet. Die Dächer, 5 an der Zahl, eins für jeden Flügel oder Corridor und das höchste in der Mitte, sind Fenster, Licht- und Wärme-Regulatoren, nach außen Regenrinnen, nach innen Ableiter der sich ansetzenden Dünste in folgender Form VVVV, wobei die angesammelten Dünste in die Höhlung der Innerseite der Dachbalken geleitet werden und sich dann in die Aushöhlung der Säulen ergießen, die sie nach einem Kanal führen. Der Flur, 4 Fuß hoch über dem Rasen gelegt, dient als Ventilator und Staubgang. Plan des Ganzen von Mr. Paxton entworfen.

Der schöne Brunnen am Marktplatz in Nürnberg. — Bavaria auf der Theresienwiese bei München. — Themse-Tunnel in London.

Ueber Architektur.

a.

Liebe Freundin!

Seit ich von meiner Reise zurückgekehrt bin, hat ein Gegenstand mich lebhaft beschäftigt, und ich habe mich über denselben etwas näher zu belehren gesucht. Hauptsächlich sind es die prächtigen Tempel und Hallen, die ich zu München und an der Donau

gesehen, welche dieses Interesse in mir hervorgerufen haben. — Du ahnst nun wohl, daß es die Architektur ist, der sich meine Wißbegierde zugewandt hat. Architektur ist die Kunst, das Schöne in geschmackvollen Formen von Prachtbauten zur Erscheinung zu bringen. Natürlich ging auch diese Kunst, wie fast jede andere, von unscheinbaren Anfängen aus. Das Bedürfniß trieb den Menschen zunächst an, ein Obdach zu schaffen und wohnlich sich einzurichten. Bauten, welche blos diesem Zwecke entsprechen, können noch nicht auf den Namen architektonischer Werke Anspruch machen. Erst mit dem Erwachen höherer Ideen hat diese Kunst sich Bahn gebrochen und ohne Zweifel war es die Idee der Gottesverehrung, welche edlere Formen schuf. Wie aber diese selbst bei den verschiedenen Völkern verschieden war, so bildeten sich auch verschiedene Baustyle aus. Der Orientale vermochte das geistig Große und Erhabene nur in dem räumlich Großen, im Kolossalen anzuschauen und so machte er das Geheimniß der Gottheit und die heilige Ehrfurcht in seinem Herzen sich gegenständlich. Indier und Aegyptier leisteten hierinnen das Unglaublichste; jene in Pagoden- und unterirdischen Tempelbauten, diese in riesenhaften Pyramiden und Obelisken, wenn auch letzteren nicht geradezu die Idee der Gottesverehrung zu Grunde lag.

Der Charakter jener ältesten Baukunst war unerschütterliche Festigkeit, riesenhafte Größe, verschwenderische Pracht; aber schön war sie nicht. Unter griechischem Himmel ging erst das Rohe und Riesenhafte zu edler Einfalt und schöner Erhabenheit über. Die griechischen Tempel befanden sich an Flüssen und Quellen, auf Bergen und Vorgebirgen, in Thälern und Wäldern, wohl auch in Städten unter Privathäusern, doch meist etwas abgesondert und auf einem freien, mit Bildsäulen verziertem Platze, etwas erhaben, so daß man auf hohen Stufen hinansteigen mußte. Sie waren kleiner, als unsere Kirchen, weil sie nicht zu großen Versammlungen bestimmt waren, ins längliche Gevierte gebaut, zuweilen auch rund. Ueberdies waren sie, obschon ohne Fenster, sehr hell; denn das Licht fiel durch die geöffneten, weiten Thore hinein. Das Innere der Tempel war bis auf Altäre und

Götterbilder leer und ohne Sitze und bestand aus der Eingangshalle, aus dem gemeinen und aus dem heiligen Theile. In den ersten ging das Volk, um zu beten und zu opfern, den zweiten betraten zu diesem Zwecke nur die Priester. Rings um den Tempel standen mehrere Reihen von Säulen, unter denen sich das Volk versammeln konnte, um vor Sonnenhitze und Regen geschützt zu sein. Außer diesen Säulen waren auch an den Tempeln selbst welche angebracht, auf denen das Dach ruhte. In den ältesten Zeiten mochten jene Säulen aus Baumstämmen bestehen; später machte man sie aus Stein, ahmte aber die Gestalt der Baumstämme nach. Jede Säule besteht aus dem Fuße, dem Schafte und dem Kapitäl oder Haupte. Auf diesem ruht das Gebälk, das wieder aus dem Unterbalken, dem Friese und dem Kranze besteht.

Nach der verschiedenen Art, wie die Kapitäler verziert sind, benennt man die sogenannten Säulenordnungen. Die ältesten und einfachsten derselben sind die dorische und etruskische, wo das Kapitäl ganz ohne Verzierung ist. Diese gewahrt man an den meisten Ruinen der griechischen Tempel, besonders in Athen. Die jonische Ordnung hat an den Kapitälern zwei Schnecken zu beiden Seiten; sie ist die schönste unter allen. Die Tempel auf der Küste von Kleinasien und wohl auch manche in Griechenland sind darnach gebildet. In der korinthischen Ordnung befindet sich schon mehr Verzierung an den Kapitälern, welche von Blättern, die einen Deckel tragen, umgeben sind. Diese findet man häufig in Korinth selbst, dann in Unteritalien und Sicilien. Eine Zusammensetzung der jonischen und korinthischen Ordnung war die römische, welche an allen römischen Bauwerken zu sehen ist. Der Theseustempel zu Athen war das berühmteste derartige Gebäude, und die prächtige Walhalla bei Regensburg, die wie ein Feentempel auf luftiger Höhe thront, ist in demselben Style mit kannelirten Säulen in dorischer Ordnung von dem kunstsinnigen Könige Ludwig erbaut worden. Auch die beiden Pinakotheken, die Glyptothek und die Ruhmeshalle ꝛc. in München sind jenen griechischen Prachtbauten nachgebildet; die Befreiungshalle aber bei Kelheim wird in Form einer Rotunde im altitalienischen Styl erstehen.

Außer den Tempeln wurde die schöne Baukunst auch auf andere öffentliche Gebäude, auf Theater, Basiliken, Schulen oder Hallen, Grabmäler und dergl. angewandt. In allen diesen Bauten der schönen Kunst bewundern wir noch heute die hohe Einfalt, die Symmetrie, die Zweckmäßigkeit und die Festigkeit. Besonders ist es die Symmetrie, d. h. die Uebereinstimmung und das Verhältniß der einzelnen Theile zu einander und die Vereinigung zu einem schönen Ganzen, welche ein Haupterforderniß schöner Bauwerke ausmacht. Der Anblick dieser Ueberbleibsel alter Kunst erregt bei Jedem, der sie betrachtet, Erstaunen und Bewunderung, und in den Tempeln bemächtigt sich des Eintretenden ein heiliger Schauer.

In meinem nächsten Briefe will ich Dir noch Einiges über byzantinische und gothische Baukunst mittheilen. Sei indessen freundlich gegrüßt von

Deiner

Marie.

b.

Liebe Freundin!

In meinem letzten Briefe habe ich von den herrlichen Bauwerken der Alten gesprochen. Daß aber menschliche Herrlichkeit vergänglich ist, lehren sie mit beredtem Munde; denn jene Tempel und Paläste sind eingestürzt, und nur Trümmer sagen uns noch, welch vollendete Werke der Kunst jene Zeit geschaffen. Schon zur Zeit Konstantin d. Gr. war in der Baukunst bereits der alte einfachere Styl gänzlich verdrängt; asiatischer Luxus war herrschend geworden, der mehr Gewicht auf den Stoff und Schmuck, als auf die Kunstform legte. Nun aber versetzte derselbe Kaiser Konstantin die Residenz des römischen Reiches in das alte Byzanz, schmückte diese später nach ihm benannte Stadt mit allen Schätzen griechischer Kunst, und es begann eine neue Periode des Kunstlebens.

Kaiser Justinian erbaute im Jahre 537 die prachtvolle Sophienkirche, die an Glanz, aber nicht an edler Einfachheit die griechischen Tempel weit übertraf. Dieser byzantinische Baustyl, den der halbkreisrunde Bogen, ruhend auf Säulenknäufen von würfelförmiger Gestalt, charakterisirt, hat zwar anregend auf das übrige Europa gewirkt, aber ein rein christlicher war er nicht; diesen ins Leben zu rufen, war einem andern Volke vorbehalten. Die Germanen waren von Gott dazu berufen, das Christenthum mit wahrer Gemüthstiefe zu empfangen und aus dieser Geistestiefe und Innerlichkeit des Gemüthslebens eine neue Form für den christlichen Tempel zu finden. Freilich waren ihre ersten Kirchen noch roh, regellos und ohne Schönheit. Da ihnen die Wälder Tempel gewesen waren, so ahmten sie die Eichen und Tannenbäume in dem Aufbau ihrer Kirchen nach, stellten hohe schlanke Säulen aneinander, von Gewölbrippen überdeckt, wie sich die Zweige der Tannen in einander verschlingen und die Eichen ihre mächtigen Aeste in viele Zweige vertheilen. Nach einem deutschen Volke wurde diese Bauart die gothische (altdeutsche) genannt. Schon im zehnten Jahrhundert, namentlich aber seit den Kreuzzügen, trat die Idee des Schönen immer klarer aus den kolossalen Bauwerken hervor. Das charakteristische Merkmal des gothischen Baustyls ist der Spitzbogen. Während die griechisch-römischen und die arabisch-maurischen Tempel die runde Zirkel- oder Hufeisenform zeigen, stoßen die schlanken, luftigen Bogen der gothischen Kirchen unter spitzem Winkel zusammen, um anzuzeigen das Streben zur Unendlichkeit, den Blick zum Jenseits, der sich nicht auf der Erde wohlgefällig abschließt und abrundet. Die Gebäude mußten erhaben in der Masse sein, das Auge zur Bewunderung hinreißen, das Herz zum Großen stimmen; denn groß und erhaben ist die Gottheit, die im Tempel verehrt wird. Die Gebäude mußten alles Schwerfällige vermeiden, alle Mühseligkeit der Arbeit verbergen und leicht, natürlich, wie eine Pflanze, von innerem Lebenstriebe, hervorgedrängt, aus dem Boden zu wachsen scheinen; denn der Glaube an die Gottheit ist nichts Erzwungenes, Drückendes,

sondern das Freieste und Natürlichste, wie das Erhabenste. Der Bau mußte nach der Höhe streben, alle Säulen, Pfeiler und Thürme, wie Pflanzen und Bäume, hervorwachsen an's Licht; denn der Glaube strebt dem Himmel zu. Der Altar mußte gegen Morgen stehen; denn vom Morgen kam der Heiland. Endlich mußte die Erhabenheit des Ganzen in die reichsten und lieblichsten Verzierungen sich verbergen, die starre Linie in tausend zierlichen Windungen und Stufen, wie der Lichtstrahl in Farben sich brechen, die Masse nur aus unermeßlich vielen, für sich lebendig scheinenden Steingewächsen sich aufbauen; denn die Gottheit verbirgt sich in der Welt und Natur und ist nicht getrennt von der lieblichen Manchfaltigkeit der Dinge. Durch alle diese Verzierungen geht aber wieder eine Grundform durch, worin der Geist des Ganzen je wieder im Kleinen ausgesprochen ist. Diese Form ist die Rose in Fenstern, Thüren, Bögen, Säulenverzierungen und, von ihr getragen oder zu ihr ausblühend, das Kreuz. Die Rose bezeichnet hier immer die Welt, das Leben, das Kreuz den Glauben und die Gottheit. Ein Kreuz in der Rundung der Rose war das allgemeine Zeichen der Gottheit im Mittelalter.

An solchen Bauten erschöpften Jahrhunderte ihren Fleiß. Das größte dieser Wunderstücke ist der Dom zu Köln. Er ward angelegt 1248, das Chor geendet 1320. Noch unvollendet — keiner seiner Thürme ist ausgebaut — ragt er doch über alle Gebäude der Welt hervor und übertrifft alle an innerer Vortrefflichkeit der Kunst. Ihm zunächst an Rang steht das große Münster zu Straßburg, begonnen schon 1015, sein berühmter Thurm erst 1377 durch den Meister Erwin von Steinbach in seinem Grundrisse angelegt und endlich 1439 durch den Meister Johann Hülz von Köln vollendet. Der andere Thurm ist nicht ausgeführt. Unter den großen Werken dieser Zeit treten ferner hervor die herrlichen Kirchen von Freiburg im Breisgau, Ulm, Nürnberg, Erfurt, Marburg u. s. w., später die Prachtbauten von Prag und zahlreiche herrliche Kirchen in den Niederlanden, namentlich die Liebfrauenkirche zu Antwerpen. Auch Wien hat in seiner

Stephanskirche ein hervorragendes Monument jener Kunstepoche, und die Gegenwart wird durch die im Baue begriffene Votiv- (Salvator-) Kirche ein neues hinzufügen.

So hätte ich Dir denn Einiges von dem mitgetheilt, womit ich mein Wissen in diesem Gegenstande zu bereichern suchte. Vielleicht wird es auch für dich eine Anregung, den Wegen dieser Kunst weiter nachzuspüren; es würde sich freuen

Deine

Marie.

Ueber Sculptur oder Bildhauerkunst.

Kunst des Zeichnens befaßt sich mit der Form, abgelöst von der Materie; Malerei bringt durch farbige Flächen den Schein der Körperlichkeit hervor — Sculptur, entgegengesetzt, gibt Materie in Formenschönheit, plastisch. Die Konturen (Umrisse) widerstreben dem Eckigen, Geradlinigen; — Wellenlinie und Oval sind die Musterbilder schönen Umrisses — blos am menschlichen Körper zu schauen, darum dieser der Vorwurf idealer Sculptur.

Vollendetste Kunstwerke zeigen uns

1) Lebendige, hochorganische Naturen, beweisend die Kenntniß des menschlichen Körpers in allen Theilen, Maßen, Bestimmungen, Formen und Bewegungen.
2) Charaktere. Abweichung dieser Theile in Gestalt und Wirkung, Manchfaltigkeit der Eigenschaften.
3) Ruhe oder Bewegung des Gegenstandes, der entweder ruhig sein bloßes Dasein andeuten, oder bewegt, wirkend, leidenschaftlich, ausdrucksvoll dargestellt wird.
4) Ideal. Tiefer, gündlicher, erhabener Sinn des Künstlers muß den Gegenstand in seinem ganzen Umfange übersehen, aus seiner beschränkten Wirklichkeit herausheben, ihm in einer idealen Welt Maß, Gränze, Realität und Würde verleihen.
5) Anmuth; sie ist bedingt durch sinnliche Kunstgesetze der Ordnung, Faßlichkeit, Symmetrie, Gegenstellung.

6) Schönheit, welche entsteht durch die Fähigkeit, zur Hervorbringung des Aesthetischen Alles dienstbar zu machen, was zu dem Gegenstande in Beziehung steht.

Anfänge der Sculptur bei Indiern und Aegyptiern. Griechen — Meister der Bildhauerkunst. Höchste Blüthe — zur Zeit des Perikles.

Phidias, unübertroffener Meister, schuf zwei Hauptideale — 1) Minerva im Parthenon, dem Prachttempel der Pallas Athene auf der Burg zu Athen. Bildsäule der Göttin strahlte in voller Rüstung mit Helm, Schild und Speer, 30 Fuß hoch in Gold und Elfenbein; 2) Statue des Zeus Jupiter in Elis als oberster Kampfrichter beim Feste „aller Helenen." Ausdruck des Götterkönigs — schöne Harmonie von Macht, Klugheit und Milde, zartester Reiz mit männlichster Kraft, 40 Fuß hoch. Nach Phidias — Praxiteles und Scopas; sie bildeten in Marmor.

Römer bildeten den Griechen nach. Eines der berühmtesten Meisterwerke — Gruppe des Laokon, im Jahre 1506 unter Papst Julius II. im Gewölbe eines Weinbergs aufgefunden, jetzt im Belvedere zu Rom. (Mythus vom Priester Laokon). Zweites Meisterstück: Vatikanischer Apoll zu Rom, aufgefunden in Netuno, einem Lieblingssitze der römischen Kaiser.

Neuere Meister.

1) Michel Angelo Buonarotti im 15. Jahrhundert. — Moses in der Laterankirche zu Rom — erhabenes Marmorgebilde.
2) Canova, Antonio, geb. 1757 zu Possagno, Dorf bei Treviso — Gruppe des Theseus, als Besieger des Minotaurus in der Peterskirche zu Rom; Denkmal der Erzherzogin Christine in der Augustinerkirche in Wien; Gruppe der Grazien, Venus und Adonis, geflügelter Amor, Psyche 2c.
3) Thorwaldsen, ein Däne, 1770 geb. zu Kopenhagen — sein Atelier in Rom. — Jason mit dem goldnen Blies, Mars, Venus, Apollo, Triumphzug Alexanders, Johannes in der Wüste, kolossale Propheten und die 12

Apostel in der Kathedrale zu Kopenhagen, in München Denkmal des Herzogs Eugen von Leuchtenberg und Königs Maximilian von Bayern 2c.

Thorwaldsen ist zur Zeit Präsident der Akademie der schönen Künste in Rom.

4) Dannecker in Stuttgart, geb. 15. Oktober 1758. — Ariadne als Bacchusbraut, auf einem Panther reitend, in Marmor gearbeitet. Besitzer ist Bethmann-Holweg in Frankfurt a./M. Christus, ebenfalls plastisch dargestellt; — im Antlitz des Erlösers unübertroffene Erhabenheit, mit Liebe und Demuth gepaart, steht in der fürstlich Taxis'schen Gruftkapelle zu Regensburg. Noch zu nennen:

5) Die Meister Rauch und Kiß zu Berlin. Des Letzteren Amazonengruppe (Jungfrau zu Pferd gegen einen Tiger kämpfend) erhielt auf der großen Industrie-Ausstellung in London den Preis. Ersterer schuf die Heldengestalten Blücher's und Gneisenau's, Denkmal Friedrich d. Gr., in Berlin stehend, Victoria in München, Walküren in der Walhalla.

Größere Werke der Plastik — selten und theuer; Sculpturarbeiten im Kleinen: — geschnittene Steine, Kameen und Reliefs. Tiefgeschnittene — Siegelringe (ausgezeichnet der Siegelring Michel Angelo's). Erhaben geschnittene — Kameen, dienen zum Schmuck an Hals- und Armbändern, Leibgürteln 2c. Reliefs — erhobene Figuren auf einer Fläche dargestellt, z. B, auf Triumphbögen, Gebäuden, Grabmälern, Vasen 2c. Figuren über die Hälfte der Dicke aus dem Grunde hervorgehoben — Hautreliefs; flaches Schnitzwerk unter der Hälfte hervorgehoben — Basreliefs.

Ueber Poesie.

24.

Ueber Malerei.

a.

Liebe Freundin!

Für meine heutige Mittheilung aus dem Gebiete der Kunst habe ich einen Gegenstand erwählt, der das Schöne in Linien und Farben auf flachem Grunde darstellt — die Malerei. Wer sich zum Maler bilden will, hat unerläßlich eine Vorschule durchzumachen; er muß vor Allem in der Kunst des Zeichnens geübt sein — im Darstellen der Umrisse von Dingen durch Linien. Es ist selbstverständlich hiemit sorgfältige Uebung des Augenmaßes verbunden und zwar in der erweiterten Form, daß er auch die einen Körper begränzenden Linien, von einem gewissen Standpunkte aus gesehen, auf eine Fläche richtig zu übertragen vermöge — oder mit andern Worten, er muß sich mit den Gesetzen der Perspektive genau bekannt und vertraut machen. Ferner muß er nicht blos die Grundfarben, sondern auch die Nuancen der Mischungen genau kennen, also in den Gesetzen der Farbengebung orientirt sein, damit er der richtig gezeichneten Figur auch das gehörige Kolorit zu geben vermag. Keiner wird sich zum Meister jener Kunst emporschwingen, der über diese Punkte gleichgiltig hinwegschreitet.

Jedenfalls hast du schon von verschiedenen Arten der Malerei gehört; man spricht nämlich nach den Stoffen, womit und worauf gemalt wird, von Wassermalerei, wenn die Farben mit Leim- oder Gummiwasser angemacht werden, von Oelmalerei, wenn die Farbstoffe auf einem hiezu besonders polirtem Steine mit Lein- oder Terpentinöl abgerieben sind, von Wachsmalerei, wenn man die Farbstoffe mit Wachs vermischt. Freskogemälde (das italienische Wort fresco heißt zu deutsch frisch) sind mit Wasserfarben an Wänden und Decken auf frischem Kalke ausgeführt, wobei der Ton der Farbe seinen richtigen Werth (Geltung) erhält, wenn die Farbe aufgetrocknet ist. Der Pastellmaler malt

mit Stiften, die aus einem besonderen Teige bereitet wurden, dessen Bestandtheile Gyps, erdige oder metallische Farben, Gummi und Wasser sind. Gemälde dieser Art sind am wenigsten dauerhaft, da die Farben trocken aufgetragen werden und darum nur wenig haften. Die Feuermalerei nennt man auch Email- und Schmelzmalerei; bei dieser werden die aufgetragenen Farben (Metallfarben) auf feuerfeste Körper z. B. Porzellan, Glas, kupferne Gefäße rc. eingebrannt.

Bezüglich des Gegenstandes, der durch die Malerei dargestellt wird, gibt es gleichsam zwei Pole für diese Kunst — die Blumen- und Menschenwelt.

Die niederste Stufe ist die Blumenmalerei; sie ist an die Wirklichkeit gebunden, beschränkt sich blos auf Nachbildung und bewegt sich daher nicht im ideellen Leben. Die größten Blumenmaler waren Niederländer, nämlich: Johann Breughel (1569—1625), der seinen Beinamen „Blumenbreughel" den Darstellungen selbständiger Blumenbilder verdankt; Daniel Seghers aus Antwerpen zu Ende des 16. Jahrhunderts, den der große Rubens so sehr schätzte, daß er von ihm oft Blumen in seine Gemälde malen ließ; Verendae, 1659 zu Antwerpen und van Huysum, † 1749, welcher die Blumenmalerei zur höchsten Vollendung brachte.

Die neuere Zeit hat dieser Art der Malerei, wenn sie sich nicht ausschließend auf Blumen beschränkt, sondern auch Früchte und andere leblose Gegenstände in schönen Gruppirungen darstellt, „Stillleben" genannt. Die edelsten und gehaltvollsten Darstellungen dieser Gattung sind die des Johann David de Heem (1600 — 1674).

Die Thiermalerei wirkt vortheilhafter, wenn sie nicht selbstständig auftritt, sondern als Beiwerk dient. Sie hat es besonders mit jagdbaren Thieren zu thun, die zumeist zum Schmucke adeliger Jagdschlösser in großem Maßstabe dargestellt werden und theils in den regen Aeußerungen ihres Lebens, theils als erlegte Beute manche anmuthige Kontraste bilden. Franz Snyders (1579

bis 1657) gehört diesem Fache ausschließend, und zwar als dessen größter Meister an.

Eine höhere Stufe ist die Landschaftsmalerei; sie befaßt sich mit der Darstellung der freien Natur und erreicht ihre höchste Vollkommenheit, wenn sie in würdiger Auffassung die einheitliche Idee eines großen, überall lebendigen Ganzen erzielt. Als die größten Meister hierinnen bezeichnet man: Anton Waterloo (1618 bis 1660), durch dessen anmuthige Blätter ein trauliches Behagen geht. Jakob Ruysdael (1635—1681). In den Werken dieses Meisters athmet, tief ergreifend, jener erhabene Schauer, den die Natur in ihrer Einsamkeit auf unser Gemüth ausübt. Caspar Dughet genannt Poussin (1613—1675). Bei aller Virtuosität der Auffassung und Behandlung zeigen seine Werke jene naiven Züge, welche ihre direkte Beziehung zur Natur erkennen lassen. Claude Lorrain (1600 — 1682). „In seinen Landschaften entfaltet sich ein weiches, quellendes Leben im Helldunkel des Waldes und auf dem schimmernden Teppich der Wiese; ein ätherisches Licht, wundersam abgestuft, erfüllt beseligend Nähe und Ferne. Wie Ruysdael, tief ergreifend, in die geheimnißvollen Tiefen der Natur hinabsteigt, so führt uns Cl. L. zu ihren klaren, sonnigen Höhen empor."

Das wahre Gebiet der Kunst beginnt erst mit der Menschenmalerei, die wieder, je nachdem man den Menschen als Einzelwesen, oder im Gemeinschaftsleben darstellt, als Portrait- (Bildniß-) oder als Historien- und Genremalerei auftritt. Die wichtigsten Bildnißmaler sind: Raphael, Albrecht Dürer, Correggio, Holbein, Tizian, Lukas Cranach, Paul Veronese, Rubens, van Dyk, Rembrandt, Raphael Mengs.

Das Höchste ist die Historienmalerei, welche nicht blos die schöne Gestalt des Menschen, sondern auch zugleich, so viel als möglich, durch den Pinsel den Ausdruck seiner denkenden und fühlenden Seele zur Erscheinung zu bringen sucht; nach ihr theilt man die Künstler in Schulen, d. h. in Reihen von Künstlern

eines und desselben Landes. Doch darüber soll mein nächster Brief Ausführlicheres mittheilen.

Deine
Marie.

b.

Liebe Freundin!

Von den Malerschulen habe ich Dir zu schreiben versprochen. So höre denn, daß man deren für die ältere Kunstepoche gewöhnlich 8 annimmt; sie blüheten besonders im 15. und 16. Jahrhundert. Es sind folgende:

1) Die florentinische, gestiftet von Cimabue. Als größte Meister derselben gelten: Masaccio (1402—1443) — der eigentliche Gründer der modernen Richtung für die italienische Malerei; Leonardo da Vinci (1452—1519), dessen berühmtestes Gemälde das Abendmahl im Speisesaal des Dominikanerklosters zu Mailand ist; Michel Angelo Buonarotti (1474—1563). Biblische Darstellungen an der Decke der sixtinischen Kapelle bilden das Erhabenste und Gediegenste, was M. A in den verschiedenen Fächern der Kunst geleistet hat.

2) Die römische Schule. Ihr Stifter ist Pietro Perugino, gest. 1524; sein größter Schüler Raphael Sanzio aus Urbino (1483 — 1520), den die Geschichte den Göttlichen nennt, weil er vorzugsweise das Göttliche zum Gegenstande seines Pinsels machte. Für sein bestes Bild, überhaupt für das schönste der Welt hält man die Verklärung Christi in St. Pietro Montorio zu Rom; besonders lieferte er auch vorzügliche Madonnenbilder.

Die vollendetste Zeichnung der Figuren ist ein Hauptvorzug dieser beiden Schulen, auf deren Entwicklung das Anschauen der Antike von mächtigem Einflusse war.

3) Venetianische Schule; ihr Stifter Giorgione (1477 bis 1511). Sie erreichte ihre Blüthe in Tiziano Vecellio

1477—1576. In seinen Gemälden wandelt sich die etwas herbe Gluth des Giorgione zum heitersten, lichtvoll harmonischen Kolorit um. Bildniß seiner Tochter Lavinia. Grablegung Christi zu Venedig.

4) Lombardische, auch bolognische Schule. Stifter: Antonio Allegri, von seiner Vaterstadt Corregio genannt (1494—1534), der jedes Auge zu ergötzen verstand. Sein berühmtestes Werk ist die heilige Nacht, in welcher er auf sehr sinnige Weise alles Licht von dem hl. Kinde ausströmen läßt. Andere Meister dieser Schule sind die 3 Caracci und Guido Reni.

Die beiden letzteren Schulen brachten das Kolorit zur größten Vollkommenheit.

5) Französische Schule, gestiftet von Jean Cousin. Nikolas Poussin (1594—1665) und Eustache Lesueur (1617—1655), sind die beiden berühmtesten Meister dieser Schule; in späterer Zeit ragt besonders J. L. David hervor (1748—1825).

6) Holländische Schule — sie lebt nicht in der Idee, sondern stellt die gemeine Wirklichkeit in sprechender Treue dar und zeigt großen Fleiß in der Ausführung. Stammvater: Lukas van Leyden (1494—1533) — voll geistreicher Erfindung, wie in zierlicher Ausführung seiner Gemälde; größter Meister: Paul Rembrandt (1606 bis 1674), den eigenthümliches, poetisches Element auszeichnet, in seiner Technik dem Correggio zu vergleichen.

7) Niederländische Schule. Man rechnet zu dieser auch die Maler aus der Provence, Flandern und Brabant. Sie steht auf einer höheren Stufe, als die holländische; ihre 3 größten Meister sind Johann van Eyk (1400 bis 1455); Peter Paul Rubens (1577—1640), der durch seinen Farbenglanz die größten Wirkungen hervorbrachte; Anton van Dyk (1599—1641) und außer ihnen die 4 Breughel, später Netscher.

8) Deutsche Schule. Diese zeigt bei treuer Nachbildung der Natur Kraft und Wahrheit des Ausdrucks, wie keine andere, Einfalt und tiefe Gemüthlichkeit, verbunden mit großem Fleiß in der Ausführung, obgleich sie in der Form zuweilen etwas steif und hart erscheint. Stifter: Albrecht Dürer (1471—1528) zu Nürnberg, Schüler Michael Wohlgemuth's. Sein klarer Blick, Adel der Gesinnung, sittliches Bewußtsein gibt seinen Darstellungen ein anziehendes und würdevolles Gepräge. „Adam und Eva", „Anbetung der 3 Könige", „Himmelfahrt Mariä", „die vier Evangelisten." Andere Meister: Lukas Cranach, inniger Freund Luthers, den er 14 Mal malte, Hans Holbein, Elsheimer, später Raphael Mengs.

Hervorragend ist in dieser Periode das religiöse Prinzip; aber schon mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts traten in der Malerei die Anfänge einer anderen Richtung hervor. Sehr bedeutende Meister entnahmen ihren Vorwurf dem wirklichen Leben, ohne einen religiösen Zweck äußerlich zu verknüpfen, weil man inne ward, daß die Erscheinung schon an sich einen Inhalt biete, dessen geistvolle Darstellung nicht im Widerspruch mit der Kunsttendenz steht. So entstand die Genremalerei, welche das wirkliche Leben und Treiben der Menschen, ihre Situationen und Zustände harmlos schildert. Wie demnach die religiöse Malerei das Schöne in dem Göttlichen repräsentirt, so sucht die Genremalerei es in dem rein Menschlichen zu offenbaren. Philipp Wouwerman's, des genialen Niederländers (1620—1668) Vorstellungen von Schlachten, Lagerscenen, Pferdemärkten, Jagdzügen 2c. gehören zu dem Bedeutendsten, was die Kunst in dieser Beziehung hervorgebracht hat, und die Konversationsstücke des Franzosen Antoine Vateau 1684—1721, welche uns einen klaren Blick in die Zeiten des vorigen Jahrhunderts thun lassen, genießen die Ehre, in den Gallerien unter die Werke der anerkanntesten Meister eingereiht zu sein. Auch die neuere Zeit hat hierinnen bedeutende Erscheinungen zu Tage gefördert, und zwar hauptsächlich

durch hervorragende Künstler der Düsseldorfer und Münchener Schule. Karl Hübner lieferte in seinen „schlesischen Webern", seiner „Auspfändung", seinem „Wucherer", „unwillkommenem Freiersmann" ꝛc. allerliebste Bilder, und Flüggen's „Erbschleicher" waren bei der Berliner Kunstausstellung 1852 hervorragend. Meyerheim in Berlin interessirt vor Allem durch seine anmuthigen Kinderscenen, und Martin in München gehört, wie der Franzose Charles Robert zu den bedeutendsten Genremalern der Gegenwart.

Inzwischen kann nicht behauptet werden, daß die neueste Zeit diesem, oder überhaupt einem bestimmten Zweige der Malerei ausschließend huldigt. Karl Heinrich Lessing in Düsseldorf ist gleich groß als Landschafts-, wie als Historienmaler. Sein „Schloß am Meere bei Mondschein", „Klosterhof im Schnee" verdienen nicht mindere Beachtung, wie seine „Hussitenpredigt" und die „Verbrennung der päpstlichen Bannbulle durch Luthern." Und wenn im Fache der Landschaft folgende Namen glänzen: Andreas Achenbach (Düsseld.), „Wasserfälle des Trollhätta", „Seesturm an felsiger Küste ꝛc." — Nepomuk Scheuren (Düsseld.), „Vätergruft", „Burg am See" ꝛc. — Alexandre Calame in Genf, „Ansichten des Montblanc" und der „Jungfrau", „Alpensturm", ꝛc. — Eduard August Hildebrand in Berlin, welcher in der Darstellung glänzender und großartiger Natureffekte einzig in seiner Art dasteht, so lieferten die beiden Heroen der neueren Kunst, Wilhelm v. Kaulbach in München in seiner „Zerstörung Jerusalems" ꝛc. und Peter v. Cornelius in seinem „jüngsten Gerichte", in den biblischen Darstellungen im Campo santo zu Berlin ꝛc. Historienstücke von unübertroffenem Werthe; Julius Schnorr von Carolsfeld ist durch seine Fresken weltberühmt geworden und die Glasmalerei hat in Heinrich v. Heß in München einen würdigen Vertreter gefunden. Noch verdienen die Namen Friedrich Overbeck, Carstens, Genelli und Koch rühmlichster Erwähnung, da die Leistungen dieser Künstler zu den ausgezeichnetsten Erscheinungen zählen, welche die Neuzeit hervorgebracht hat.

Es sollte mich freuen, wenn diese Mittheilungen über Malerei für Dich eine Veranlassung würden, die Originalstücke berühmter Meister in eigener Anschauung näher kennen zu lernen!

Deine

Marie.

Ueber Musik.

Musik — Darstellung des Schönen durch Töne.

Grundlage aller Musik — die Melodie oder der Gesang, d. h. die zu schöner Einheit verbundene Aufeinanderfolge von Tönen. Harmonie verstärkt den Ausdruck des in der Melodie sich entwickelnden Gedankens, ist der Zusammenklang mehrerer in sich verwandter Töne — vervielfacht die Gefühle, ruft Gegensätze hervor, Licht und Schatten durch Konsonanzen und Dissonanzen. Vierstimmiger Choralgesang. Orgel. Rhythmus regelt die Aufeinanderfolge der Töne bezüglich des Zeitmaßes, lange und kurze Töne. Dynamik bestimmt Stärke und Schwäche des Tons; wie in der Rede schwere und leichte Sylben, so hier das Forte und Piano. Diese vier Faktoren zusammen — schönes Ganze.

Musik bewegt sich im Reiche der Gefühle, kann Freude, Leid, Wonne, Sehnsucht, Furcht und Schrecken erregen, erhebt die Seele zum Erhabenen, darum gehört zur Musik eben so große Kraft der Empfindung, als des Geistes. Oken: „Musik ist die Aeußerung der Sehnsucht, zu Gott zurückzukehren." Ein Tonstück muß einen Hauptcharakter an sich tragen, darf aber nie in geschmacklose Malerei übergehen. Künstler im Reiche der Töne sollen geehrt, doch nicht übermenschlich verehrt werden. Wahre Kunst liegt nicht in Schnörkeleien und Schwierigkeiten, vielmehr oft in ganz einfachen Stellen. Gebildeter Geschmack wird durch das Gefühl zum richtigen Ausdruck geleitet.

Ursprung dieser Kunst — so alt, als die Sprache. Das Bedürfniß, Gedanken und Gefühle 2c. mitzutheilen, führte auf den Gesang; erst später entstanden musikalische Werkzeuge. Heutige

Musik — Resultat des Christenthums. Erste christliche Gemeinden sangen Psalmen und Hymnen. (David ein Vorläufer.) Oberhirten der Kirche förderten, Klöster pflegten die Musik. Ambrosius, Bischof zu Mailand (374—397), ambrosianischer Lobgesang. Papst Gregor d. Gr. verwandelte die alten Chöre der Griechen in allgemeine Kirchengesänge. Beide stellten Gesetze der Tonkunst auf. Notenschrift im 11. Jahrhundert. Liebe zum Gesang und zur Poesie. Harmonie — in den Niederlanden zur Ausbildung gebracht. Orlando Lasso, Kapellmeister in Antwerpen, später in München, † 1594.

Giovanni Pierluigi da Palestrina, geb. 1524 gest. 1594, Kapellmeister an St. Peter im Vatican zum Rom — Schöpfer eines neuen, erhabenen Styls in der Kirchenmusik. Er komponirte unter Anderem drei Messen, durch welche er der Retter der italienischen Kirchenmusik geworden, nachdem deren Abschaffung von der Kirchenversammlung zu Trient bereits beschlossen worden war. Tomaso Baj † 1714 zu Rom, Kompositeur eines Miserere, das noch jetzt am Gründonnerstag alljährlich gesungen wird.

In Deutschland — Luther, großer Musikfreund, wie auch Komponist, betheiligte die Gemeinde am Gesange und hat den Choralgesang zur gebührenden Bedeutung gebracht. Johannes Eccard, Kapellmeister in Berlin, † 1611, brach der Einfachheit die Bahn. Händel aus Halle, lebte in England, Graun aus Sachsen — beide durch Oratorien berühmt. Sebastian Bach, Musikdirektor in Leipzig — der größte Meister auf der Orgel, † 1750. Joseph Haydn, geb. 1732 — Kapellmeister des Fürsten Esterhazy in Wien, † 1809; seine größten Gesangswerke — die „Schöpfung" und die „Jahreszeiten." Felix Mendelssohn-Bartholdy: „Paulus;" Schneider: „Weltgericht." In Frankreich: Cherubini.

Die Oper. Hof der kunstliebenden Mediceer in Florenz — gleichsam Geburtsstätte derselben. Giulio Romano. Alessandro Scarlatti — Direktor des berühmten Konservatoriums in Neapel † 1725; Leonardo Leo und Nikolaus Piccini — eben daselbst; Gasparini aus Venedig; später: Bellini, Donizetti.

Johann Baptist Lully, geb. 1633 — Gründer der französischen Oper; später: Mehul, Boieldieu, Rossini, Auber, Meyerbeer.

In Deutschland: Christoph, Ritter von Gluck, geb. 1714, — komponirte in Wien: „Orpheus und Eurydice", in Paris: die beiden „Iphigenien" und „Armide." — Wolfgang Amadeus **Mozart**, geb. 1756 in Salzburg, größter Tonkünstler — Alles Vorausgegangene im Fache der weltlichen Musik übertreffend, allem Nachfolgenden die Bahn vorzeichnend. — Die „Entführung aus dem Serail", „Don Juan", „Zauberflöte", „Titus" 2c. und das „Requiem." † 1791.

Ludwig von Beethoven, geb. 1770 in Bonn — „Fidelio;" Karl Maria v. Weber, geb. 1786 in Eutin, — „Freischütz", „Oberon", „Preciosa." — Ludwig Spohr, Heinrich Marschner, Richard Wagner: „Tannhäuser."

Instrumentalmusik — entwickelt sich zunächst in Deutschland. Emanuel Bach — Begründer des modernen Klavierspiels. Aufschwung der Instrumentalmusik leitet Joseph Haydn ein; Mozart, Beethoven. — „Die Instrumental-Kompositionen aller drei Meister athmen einen gleich romantischen Geist, welcher in dem gleichen innigen Eingreifen des eigenthümlichen Wesens der Kunst liegt; der Charakter ihrer Kompositionen unterscheidet sie jedoch merklich." — Hummel, Moscheles, Kalkbrenner, Czerny, Karl Maria v. Weber, Ferd. Ries, Franz Schubert, Mendelssohn. — Mehul, Pleyel, Hector Berlioz. — Paganini und Liszt — Meister der ausübenden Kunst. — Henriette Sonntag, Jenny Lind.

Das Schauspiel und die Tragödie.

25.

Monika — eine christliche Mutter.

(Lebensbild).

Frauen, groß durch Entschlossenheit und Muth, Gattinen, hervorragend durch Aufopferungsfähigkeit und Liebe, Mütter, ausgezeichnet durch treue Sorgfalt für das irdische Wohl ihrer Kinder, hat auch das Heidenthum erzeugt; aber Mütter, getragen von dem Geiste jener ewigen Liebe, welche vorzugsweise dem Heile der unsterblichen Seele ihres Kindes leben, sind blos dem Offenbarungsvolke eigen, und insbesondere sind es wieder christliche Mütter, welche hier als Sterne erster Größe prangen.

Einen der ehrenvollsten Plätze unter diesen nimmt unstreitig Monika ein, welche in Mitte des vierten Jahrhunderts zu Tagastä in der nordafrikanischen Provinz Konstantine lebte — die fromme Mutter des Kirchenvaters Augustin, die sich mit dem Seelenheile des Sohnes „so innig und so glaubensvoll im treuen Herzen trug.“ Ihr Gemahl, Patricius, war Bürger der Stadt, gutmüthig, aber ausschweifend und jähzornig, zudem ein Heide, welcher sich um das ewige Wohl seiner 3 Kinder, unseres Augustin, eines zweiten Sohnes, mit Namen Navigius, und einer Tochter nicht im geringsten kümmerte. Die Mutter Monika aber ersetzte, was der Vater vernachläßigte; denn im Herzen dieser gottseligen Frau hatte sich der Herr einen Tempel auferbaut, darinnen er wohnte; darum erklangen ihre mahnenden Worte beständig aus sanftem und doch ernst beredtem Munde.

Augustin zeigte schon in früher Jugend ein vielversprechendes Talent. Der Vater beabsichtigte deßhalb, einen berühmten Mann aus ihm zu machen und verwendete fast sein ganzes Vermögen auf die wissenschaftliche Ausbildung dieses Sohnes. Aber wenn sich auch die Hoffnungen des Vaters zu verwirklichen begannen, so schien es doch, als sollten die edleren Wünsche der frommen Mutter unerfüllt bleiben; denn schon frühzeitig traten bei Augustin die Regungen der Sünde hervor. In seinen Knabenjahren wurde er durch Leichtsinn und Spielsucht häufig vom Lernen

abgehalten, und als er zum Jünglinge herangewachsen war, da ergab er sich einem unsittlichen Leben. Dem heidnischen Vater machten diese Verirrungen keinen Kummer; er war befriedigt, wenn sein Sohn nur in der Beredtsamkeit Fortschritte machte; aber die treue Mutter ließ nicht ab, denselben zu ermahnen und für ihn zu beten; sein Widerstreben zeigte ihre Liebe nur in vollerem Lichte. Und als Augustin die Irrthümer einer unchristlichen Sekte (der Manichäer) in sich aufnahm, da weinte die christliche Frau treuer und inniger über ihn, als sonst Mütter ihre leiblichen Todten beweinen, obwohl der Sohn ihre Mahnungen, als Worte weibischer Schwachheit, absichtlich überhörte.

In dieser trüben Zeit wurde die bekümmerte Mutter durch ein Traumgesicht getröstet. Ihr war, als stünde sie auf einem Richtscheite und es träte zu ihr ein glänzender Jüngling, der heiter die vom Gram Erdrückte anlächelte und sie fragte um den Grund ihrer Thränen und ihrer täglichen Trauer. „Des Sohnes Verderben beweine ich!“ antwortete sie. Der Engel aber gebot ihr, darüber ruhig zu sein und aufzublicken — „wo sie stehe, da stehe auch jener!“ — Und als sie aufblickte, sahe sie ihn neben sich auf dem Richtscheite stehen.

Noch neun Jahre folgten, während welcher Augustin in jenes Truges Nacht umhergeworfen wurde, aus der er sich so oft erheben wollte, die ihn aber gleichwohl nur um so düsterer umschattete. Die fromme, weise Wittwe (ihr Gemahl war inzwischen gestorben) wurde indessen nicht lässig, in all' ihren Gebeten um die Bekehrung des Verirrten zu flehen. Auch bat das besorgte Mutterherz einen frommen Bischof, er möge den Sohn einer Unterredung würdigen, seine Irrthümer zerstreuen, ihn vom Bösen weg- und dem Guten zuführen. Der weise Priester jedoch verweigerte dies, tröstete sie mit der Hoffnung, daß Augustin durch sein eifriges Studium die Verderblichkeit und Gottlosigkeit jenes Irrthums selbst noch einsehen werde und ermahnte sie zu fortgesetztem Gebete. „Es ist, so wahr du lebst“, sprach er, „nicht möglich, daß ein Sohn solcher Thränen verloren gehe!“ — Dies Wort ergriff

sie, als wäre es vom Himmel erklungen, und wirklich sollte sie noch die Wahrheit desselben erfahren.

Augustin, der in Karthago als Lehrer der gerichtlichen Beredtsamkeit lebte, wollte seinen Lehrstuhl in Rom aufschlagen. Die Mutter widerstrebte — er täuschte sie und verließ die Gramerfüllte heimlich. Bald nach seiner Ankunft in Rom wurde er mit schwerer Krankheit heimgesucht; ein heftiges Fieber brachte ihn dem Tode nahe — seine Seele entbehrte aller Hoffnung. Die entfernte Mutter betete für ihn — stets nahe seinem Elende — und Gott erhörete sie. Unterließ sie es ja an keinem Tage, Gottes Tempel zu besuchen, damit sie den Herrn höre in seinem Worte, und er sie höre in ihren Gebeten.

Die glaubensstarke Mutter folgte nun dem Sohne nach über Land und Meer, ruhig bei allen Gefahren, und fand ihn wohl körperlich genesen, aber geistig bedrängt von Zweifeln. Ihr Herz wurde mit Freude erfüllt, als sie wahrnehmen durfte, die Erhörung ihres Gebets habe bereits begonnen — Augustin sei zwar der Wahrheit noch nicht errungen, aber dem Irrthum entrungen, und mit Zuversicht konnte sie glauben, der Herr werde auch das Uebrige verleihen. In der That kam bald das Licht des Friedens in das Herz unseres Augustin und alle Zweifelsnächte flohen. Darob jauchzte die beseligte Mutter: ihre Trauer ward in Freude verwandelt.

Augustin hatte nämlich die Stelle eines Lehrers der Beredtsamkeit in Mailand erhalten und hier war es der fromme Bischof Ambrosius, an dessen Hand er zum reinen, lautern Born der Wahrheit geführt wurde. In ländlicher Zurückgezogenheit, im Freundeskreise und in Gesellschaft der Mutter bereitete er sich ein halbes Jahr lang als Katechumene auf seine Taufe vor, und nachdem er durch sie der Kirche einverleibt war, verlangte die kleine heilige Gesellschaft nach der Heimath, um dort in der Stille ein gottseliges Leben zu führen.

Vor der Einschiffung aber starb Monika bei Ostia an der Tiber. „Sohn", sprach sie kurz vor ihrem Ende, „ich habe keine Lust mehr an irgend einem Gute dieses Lebens. Was ich noch thun

soll hienieden und warum noch hier sein, weiß ich nicht; ich habe Nichts zu hoffen mehr für diese Welt. Nur Eines war, warum ich noch zu weilen wünschte — daß ich dich sehen möge einen gläubigen Christen, ehe denn ich sterbe. Und reichlich hat mein Gott mir dies gewährt, da ich dich sehen darf als seinen Knecht, der nimmer achtet das Glück dieser Erde. Was sollte ich noch hier weilen?" — Fünf Tage nachher erkrankte sie an Fieberanfällen, und am neunten Tage ihrer Krankheit, im 56sten Jahre ihres Alters, wurde ihre gottselige, treue Seele vom Leibe gelöst.

* *
*

Ein Mutterherz.

Des Schönen viel birgt diese reiche Welt,
Und lichtvoll wird mir oft das trübe Aug' erhellt,
Geh ich der Kunst auf ros'gem Wege nach;
Ich freu der Blume mich, die meine Hand hier brach.

Doch was bewegt die tiefste Seele mir
In himmlisch-reiner Lust? — vertraulich sag' ich's dir: —
Es ist ein Mutterherze, treu gesinnt,
Wie's, ew'ger Liebe voll, gen Himmel weist das Kind.

Vivia Perpetua, oder: Bekenntnißtreue.

Die ersten Christen — anfänglich von den Juden, späterhin von den Heiden verfolgt. Zehn Hauptverfolgungen. Während der fünften unter Kaiser Septimius Severus (193—211) erleidet Vivia Perpetua, 22jährige Frau, und Mutter eines Säuglings, zu Tuberbo minor bei Karthago den Märtyrertod (203). Genossene Erziehung eine sorgfältige. Vater Heide; Mutter Christin. Perpetua, noch Katechumene, wird mit Anderen verhaftet, empfängt im Kerker die hl. Taufe. Schrecken des Kerkers: Finsterniß, Schwüle, das Drängen der Soldaten, Getrenntsein von dem geliebten Kinde, Gram der Eltern. — Diakonen verschaffen für Geld den Gefangenen leichtere Kerkerhaft, Perpetua darf ihr Kind zu sich nehmen, da wird ihr „der Kerker zum Palaste."

Der greise Vater vernimmt, daß sie verhört werden solle, eilt zu ihr in das Gefängniß, beschwört sie bei seinen grauen Haaren, Mitleiden mit ihm zu haben und ihn nicht der Schande preis zu geben, erinnert sie an Verwandte, Brüder, Mutter und Kind, und daß letzteres nicht leben könne, wenn sie in den Tod gehe, küßt ihr liebreich die Hände, wirft sich ihr zu Füßen. Es jammern sie die grauen Haare des alten Vaters, es schmerzt sie seine Verblendung, welche verhindert, daß er sich nicht ihrer Leiden um Christi willen freuen könne. Sie spricht dem Greise Muth ein und versichert, es wird geschehen, was Gott will! — bleibt standhaft.

Am folgenden Tage — Verhör auf öffentlichem Marktplatze. Alle Verhafteten bekennen auf dem Schaugerüste frei, daß sie Christen seien — die Reihe kommt an Perpetua. Der Vater erscheint nochmals vor ihr mit ihrem Kindlein auf den Armen, will sie zum Abfalle bereden — vergebens. Selbst der Landpfleger ruft ihr zu: „O schone des greisen Hauptes deines Vaters! Schone der Jugend deines Knäbleins! Opfere für das Heil des Kaisers!“ Sie antwortet: „Nimmermehr!“ Landpfleger fragt bestimmt: „Bist du eine Christin?“ Sie antwortet: „Ja, ich bin es!“

Urtheilsspruch: Gefangene sollen den wilden Thieren vorgeworfen werden.

Viel hatte Perpetua's gefühlvolles Herz zu erdulden — nicht des nahen Todes wegen, sie war darauf gefaßt — aber im Hinblicke ihrer Verhältnisse als Tochter und Mutter. Welche Festigkeit und welche Weichheit beisammen! Standhaft blieben Alle bei ihrer Weigerung, an den heidnischen Opfern Theil zu nehmen, versicherten, daß sie nichtsdestoweniger für das Heil des Kaisers zu Gott beten — umsonst.

Der Tag des Todes erscheint. Ein Amphitheater ist aufgerichtet, viele wilde Thiere enthaltend. Verurtheilte beten gemeinsam. Man zieht vom Kerker aus — zum Amphitheater. Alle erscheinen in himmlischer Heiterkeit — Perpetua, ein Gott geweihtes Opfer, feurigen Auges. Leoparden, Eber, Bären und eine

wilde Kuh zerfleischen diese Armen. Perpetua, zu Boden geschleudert, wird noch lebend zum Thore hinausgeschafft, um von den Fecht-Lehrlingen den Todesstoß zu erhalten. Noch ruft sie ihrem Bruder und einem Katechumenen zu: „Bestehet auf eurem Glauben, liebet euch unter einander und nehmet an unserem Leiden keinen Anstoß!" — So übergibt sie ihren Geist in Gottes Hände.

Maria, die Mutter Jesu, oder: Weibliche Einfalt.

Zugabe.

Ueber Mythologie.

Mythologie ist die Lehre und Kenntniß der Göttersagen, ein wichtiger Zweig in der Kulturgeschichte aller Völker, die Wurzel, aus welcher der Baum der Völkergeschichte aufwächst. In mythisches Dunkel hüllt sich der Zeiten Beginn, Erde und Himmel fließen in einander, und aus ihrer Umarmung treten hohe und hehre Gestalten, urkräftige Naturen, deren Wirken eine schwächere Nachwelt anstaunte und übernatürlichen Wesen, Göttern, zuschrieb. Nur eine gedrängte Uebersicht der Mythologien aller Völker sei hier gegeben, nur das Wichtigste und Wissenswertheste sei daraus hervorgehoben, um zu zeigen, wie wunderbar und verschieden sich in den Völkern die Farbenstrahlen der in der Menschenseele so tiefbegründeten Gottesahnung brachen und theilten, und alle doch Strahlen einer Glaubenssonne waren, die dem einen Volke im Demantlichte höchster Reinheit und Liebe, einem andern mit blutiger Nordscheingluth grausamer Menschenopfer flammte.

Indien. Frühzeitig offenbarte sich in diesem Wunderlande der schöpferische Gottesgeist den Menschen durch die Natur. Das

Schaffende und Werdende, das Erhaltende und Seiende, das Zerstörende und das Gestorbene bildeten die Idee einer Götterdreiheit aus, jener großen Trinurti von Brahma, Wischnu und Schiwa, dem Schöpfer, Erhalter und Gestalter und dem flammenden Vernichter, die sich gegenseitig durchdringen und wieder eins sind mit den Elementen Erde, Wasser und Feuer. Gott ist die Natur, und die Natur ist Gott. Die ewige Auferstehung neuen Lebens aus dem Dahingestorbenen, die Verjüngung der Natur, ihr zeugendes Sein, die Aehnlichkeit der jungen Pflanze mit der, aus deren Samen sie aufsproßte, die Gleichheit derselben Thiergeschlechter, die Aehnlichkeit der Kinder mit den Eltern und Vorfahren leiteten die sinnigen Weisen Indiens zu der erhabenen Idee der Seelenwanderung (Metempsychose), einer Läuterungsbahn durch verschiedene niedriger als der Mensch organisirte Naturkörper und Geschöpfe, in welchen Zuständen böse Handlungen abgebüßt, Sünden der Väter von den Kindern gesühnt, und die gefallenen Seelen und Geister allmälig durch strenge Buße wieder zum Licht empor gehoben werden. Vor der Schöpfung ruhte tief in sein Selbst versunken Parabrahma, oder Brahmatma (der Athem der Weltseele), und das ewige Schweigen rings um ihn unterbrach zum ersten Male sein Schöpferwort. Die Welt entstand schwimmend auf der Fluth des Meeres, Brahma, Wischnu und Schiwa gingen hervor aus Parabrahma's Willen, Schiwa befruchtete die Welt, und Maja entstand, die Liebe, die sich mit Gott vermählte, aus Maja's unbeflecktem Schooße wird Buddha, die Tugend, das reine Wohlwollen, geboren. Wischnu, der himmlische Erhalter, steigt zur Erde nieder zu den Riesen und Menschengeschlechtern, um die Welt zu erlösen. Er bekämpft das Böse, erleidet den Tod, jede seiner Verwandlungen und Seelenwanderungen hebt ihn höher, bis er als Gottmensch Krischna die Prophezeihungen erfüllt, die seinem Erscheinen vorangingen, als glorreicher Sieger der Hölle und des Todes auftritt, und das Haupt der bösen Schlange, der Sünde, zertritt. Nächst den höchsten Göttern der indischen Mythologie: Parabrahma, Brahma, Wischnu, Schiwa, Buddha und deren Gemahlinen, gibt es noch

unzählige. Alle Sterne haben Götternamen, Alles ist von Genien belebt und beseelt. Die guten heißen Dives, Dewetäs, die bösen Asuren, über Letztere herrschen Moisasur (der Erzböse), und Rhabun. Man sagt, daß Indien 333 Millionen Götter kenne und nenne. Es ist natürlich, daß in einem Lande von so ungeheurer Ausdehnung, bewohnt von Menschen mit der glühendsten Phantasie des Orients, eine Glaubenseinheit nicht stattfinden konnte, daher zerfiel auch im Laufe der Zeit der Urmythus, und theilte sich in gigantische Aeste, und streckte dichtbelaubte Zweige voll Göttergestalten über Asien aus. Zuerst war der Brahmaismus herrschend, eine Lehre der Gottesoffenbarung durch die Natur; Brahm war, als sein liebendes Verlangen, Wesen außer sich zu sehen, durch Maja's Erscheinung in Erfüllung gegangen, eins mit Brahma, Wischnu und Schiwa. Brahma's Gattin ist Sareswadi, die Göttin der Weisheit und Wissenschaft, der Ordnung und Harmonie, sie ist sein Geschöpf. Nach den Veda's ist die Welt ein großes Ei, es zerfällt in zwei Hälften, die Himmel und Erde sind. Im allbelebenden Strahle der Sonne entwickelte sich alles Vorhandene. Eine andere Verehrung des göttlichen Wesens that sich im Schiwaismus kund. Die Anhänger des Schiwa setzten denselben über Brahma; sie vertauschten den reinen Naturdienst mit einem Sinnendienste, ihre Feste waren rauschend, ihre Opfer blutig, ihre Verehrung lasterhaft. Bald verbreitete sich dieser Kult nach Westen, wurde von andern Nationen theils angenommen, theils mit schon vorhandenem Götterkult verschmolzen, der Wischnuismus zeigte einen geläuterten Schiwakult und trat an die Stelle des reinen Brahmaismus. Buddha trat auf, oder vielmehr Wischnu selbst, aber die Braminen nahmen nicht durchgängig seine Lehre an, der Buddhaismus wurde aus Vorderindien verdrängt, und breitete sich in Tibet und China aus, wo er mit dem spätern Lamaismus und der Lehre des Fo verschmolzen wurde. Der reine Buddhadienst zählt gegen 25 Mill. Bekenner, während Schiwaismus und Wischnuismus im übrigen Indien an 130 Mill. Anhänger hat. Das vielfach verzweigte System der Priesterkaste, der Braminen,

so wie der fanatischen Büßer, die Tempel- und Opfergebräuche, die Feste mit ihrem Freudentaumel und religiösen Rasereien, die Selbsttödtungen der Wittwen, die Pilgerfahrten nach den Gangesquellen, das Waschen und Baden, ja das freiwillige Ertränken in diesem heiligen Strome, alles dieses, eng verknüpft mit dem indischen Mythus, kann hier nur angedeutet, nicht ausführlich erörtert werden.

China. Das Dunkel seiner auf niedriger Stufe stehenden Götterverehrung lichtete zuerst der große Konfutse (Confucius) durch seine reine, auf Sittenveredlung und Liebe basirte Lehre. Volksreligion wurde die mit Priestertrug und Gaukeleien ausgestattete Lehre des Laotsee, und der Buddhaismus unter dem Namen der Lehre des Fo brach sich glänzende Bahn unter den Vornehmen des Reiches, ja selbst am Kaiserhofe. Es findet sich in den uraltheiligen Schriften der Chinesen sehr Vieles, was an die christliche Lehre von der Dreieinigkeit erinnert. Ebenso kannten die Chinesen die große Weltsage, daß eine Jungfrau einen Sohn gebären würde, dessen Göttlichkeit sich in sterblicher Hülle offenbaren werde. Jenen lang ersehnten Heiland aber glaubten sie im Fo gefunden zu haben. In dem großen tibetanischen Reiche, der Mongolei, hat sich aus derselben indischen Quelle der Buddhaismus zum Lamaismus ausgebildet, und auch in ihm ist in der Person des großen Gottpriesters die Weltidee eines Mittlers zwischen der Menschheit und dem höchsten unsichtbaren Wesen ausgesprochen. Die übrigen Völkerschaften des östlichen und nördlichen Asiens, die sich nicht zum Muhammedismus bekennen und nicht zu den strengen Buddhaverehrern gehören, huldigen meist einer Vielgötterei ohne System, mit Ausnahme der Schamanen, die den größten Theil Sibiriens und der chines. Tartarei bewohnen, und eine ausgebildetere Idee von dem höchsten Wesen, aber verbunden mit Polytheismus, haben. Der Schamaismus soll die älteste asiatische Religion gewesen sein, aus welcher sich allmälig die späteren Formen der Gottesverehrung und des religiösen Kultus entwickelten. Die höchste Gottheit der Cingalesen auf Ceylon

und den übrigen ostindischen Inseln heißt Offa Pulla Maups, auch betet man die Gestirne an; Japan ist in Sekten zerspalten.

Persien. Die Urreligion der alten Parsen war reiner Feuerdienst, Sonnenanbetung, bis die Kunde von ihrem großen Religionslehrer Zerduscht, den die Griechen Zoroaster nannten, Geltung gewann. Sonne, Mond und Gestirne waren die Gegenstände der Verehrung, Thiere wurden zum Opfer gebracht. Der Gegensatz von Licht und Dunkel, Tag und Nacht, Leben und Tod, wie der von einem schönen gesegneten Lande, Iran, und einem rauhen, voll Wüsten, Turan, reichte auch in die intellectuelle Welt hinüber und erzeugte jenen Dualismus von Ormuzd und Ahriman, dem Licht- und Nachtgott, dem Gegensatz von gut und böse; Ahrimans Schöpfung entsprangen die lebendigen Gegensätze zu der des Ormuzd. Er schuf mit Inbegriff seiner Wesenheit sieben Erzdews, und unzählige niedere Dews, die stets gegen die guten Wesen des Ormuzd ankämpfen, bis zu ihrer endlichen Ueberwindung. Nach des Ormuzd göttlichem Walten entstand die Welt. Fort und fort ertönt sein Schöpferwort. Thronend im unbeweglichen Himmel, Sakhter, schuf er Peiraman, den umkreisenden Himmel; inmitten seiner Wohnung steht die Sonne, Mond und Fixsternhimmel umwandeln sie. Einst wird das ewige Leben, Ormuzd, den zeitlichen Tod, Ahriman, besiegen, eine allgemeine Auferstehung wird erfolgen, Ahriman stürzt in ewige Finsterniß und dauernd herrscht in seinem verjüngten Lichtreich Ormuzd fort. Die Parsen hatten keine Götterbilder, wohl aber Symbole in Thiergestalten, und die Magier waren die Priester des Feuerdienstes. Aus jener Thiersymbolik ist Vieles in das griechische und römische Alterthum, und selbst in die spätere christliche Zeit übergegangen. Das Einborn galt als Symbol der reinen Thierwelt, und die mystischfromme Nachweilt erhob es zum Sinnbilde der unbefleckten Jungfräulichkeit. Ahrimans Sinnbild war der Schlangendrache, der als Teufelsfratze bis auf unsere Zeiten kam. Die Cherubime, die Salomon in seinem Tempelbau anbrachte, waren ihrer Gestaltung nach dem Bilde des Ormuzdfeuers nachgeahmt, und der Stier war das Sinnbild des Mithras. Mit Mithras tritt die hohe

Weltidee des Mittlers, vorhin schon angedeutet, auch in der persischen Mythe auf. Zerduscht (Zoroaster), der große Religionslehrer des persischen Reiches, lebt selbst als mythische Person in der Erinnerung. Seine Ideen gründen sich auf ein zukünftiges Reich des Friedens, der Glückseligkeit, voll Liebe und Milde, Wahrheit und Gerechtigkeit; Alles deutet auf die Sage von einem Mittler. Daher zogen die Magier, Priesterfürsten, die Weisen des Morgenlandes (Persien), dem Sterne nach, den neugebornen Heiland in Judäa zu suchen; denn vom Sterne und vom Heilande hatte schon lange die Sage wunderbar den Osten durchtönt und durchklungen.

In Arabien herrschte vor dem Auftreten Muhammed's der Sabaismus, derselbe Sterndienst, der auch in Persiens Frühzeit allein üblich war. Die verschiedenen Völkerschaften dieses großen Reiches nahmen allmälig auch andern Kult an. Die Sternenanbetung führte zur Sternendeutung, namentlich bei den Chaldäern. Letztere waren ein Priesterstamm, ähnlich den Magiern, und hatten ihren Sitz in Babylon. Nach ihnen hatte die Göttin Homorka das Chaos geschaffen und Baal (Bel) Licht und Finsterniß getheilt. Weithin über Kleinasien, Syrien und Phönicien reichte der Dienst dieses Gottes. Baal und Baaltis waren Sonne und Mond, als Gottheiten gedacht, und nächst ihnen nennen die Mythen noch den Baal-Pegor, den Moloch (jedenfalls auch ein Sonnengott, dem man nächst Kindern auch Stiere, wie dem Mythras opferte), die Astarte, Astaroth (analog der Venus), den Melkarth, einen tyrischen Zeit- und Schutzgott der an den griechischen Herakles erinnert, den Fischmenschen Oannes, die Kabiren, punische wie ägyptische Gottheiten mit vielverbreiteter Verehrung. In Karthago waren besonders blutige Menschenopfer üblich, die über das Weltmeer hinüber nach einer fabelhaften Atlantis weisen, welche die Wogen verschlangen, wenn nicht das amerikanische Festland diese Atlantis der Tradition selbst war, wie denn in Mexico die große, mit den zahllosesten und grausamsten Opferungen verehrte Göttermenge auf nordafrikanischen Ursprung zu deuten scheint. Im übrigen Afrika, Aegypten aus-

genommen, herrschte vor dem Auftreten des Christenthums in Abessinien und des Muhammedismus in den nördlichen, wie in vielen Negerstaaten, allgemein, wenn auch variirt, der Fetischmus. Die Einwohner von Guinea, Senegambia und andern Ländern sind Fetischanbeter.

Aegypten. Dieses merkwürdige Land hatte in früher Zeit Religionsgebräuche, die unverkennbar auf indischen Ursprung deuten. Der Völkerstrom, der sich vom Himalayagebirge herab über die Erde wälzte, fand am Nil eines seiner gesichertsten Ziele. Aegypten hatte Kasten, wie Indien, und in den hochkultivirten Staaten Mexico's fanden sich dieselben in aller Starrheit wieder, als Amerika entdeckt worden war. Das Land bildete einen großen Priesterstaat, und in Theben, Memphis, Heliopolis und Sais wurde ein Götterkult gepflegt, der für Griechenlands und Latiums spätere Religionen vom größten Einflusse war. Die Priesterkaste war im Besitz aller Weisheit und Kenntniß. Sie stand in ihrer geistigen Ausbildung sehr hoch, und die Natur sprach zu ihrem offenen Sinne in bedeutungsvollen Symbolen. Der frühere, rohe Fetischmus der Ureinwohner, als Thieranbetung vorherrschend, wurde als Symbolik beibehalten. Eine Urgottheit, Amun, die Allgüte, offenbarte sich zuerst durch sein Wort als Weltkraft: Kneph und Athor, Urlicht und Urfinsterniß, Urgeist und Urmaterie. Aus Knephs Munde ging das Weltei, und aus Athor gebar sich Phtha, Feuer und befruchtendes Leben. Da schieden sich Tho, die Erde, und Potiris, der Himmel. Phtha aber theilte sich in eine männliche und weibliche Gottheit, Mendes und Neith, Sonne und Mond. Diese wirkten schaffend weiter, und stiegen als die segnenden Gottheiten Osiris und Isis zur Erde herab. Unter dem Einflusse von Sonne und Mond walten die Kabiren, Planetengötter. Diese waren als männlich gedacht, und hatten weibliche Weltkräfte, als Mond, Aether, Feuer, Luft, Wasser, Erde zur Seite. Die Erde, Rhea, trägt Osiris und Isis in ihrem Schoße, und in diesem wird aus der Umarmung jener beiden Arueris geboren. Hermes ist Ursache, daß Osiris und Isis zur Erde niedersteigen; Osiris wird von seinem bösen Bruder

Typhon getödtet, von Isis gesucht, von Horus gerächt, und als Gott im heiligen Stiere Apis verehrt. Das ganze Göttersystem scheint auf astronomischen, tief durchdachten Ideen zu beruhen. Hermes (Merkur) heißt auch Thot und Anubis. Nach diesen großen Hauptgottheiten Aegyptens, Hermes, Isis und Osiris, treten noch andere auf: Harpokrates, Serapis, Ammon, Nephthis, Bubastis, Kanopus, Buto, Som-Herakles, Antäus und Busiris, alle beziehungsreich auf die periodische Nilüberschwemmung des Landes und die astronomische Wissenschaft seiner Priester. Glaube an die Seelenwanderung und die Verehrung des symbolischen Lotos zeigen wieder deutlich nach Indien hin. Die Israeliten nahmen in Aegypten viel von der Landesreligion an, daher ertrotzten sie in der Wüste von Aaron das goldene Apisbild und suchten daselbst einen Götzendienst, nach ägyptischem Vorbilde, aufzurichten.

Griechenland und Italien. Auswandernde Stämme verpflanzten Glauben und Kult in früher Zeit aus Aegypten nach Hellas; aber auch aus andern Nachbarländern kamen Ueberlieferungen dorthin, und daher wurde die griechische Mythologie so reich und manchfaltig. Eine Menge dunkler Göttergestalten treten in den ältesten verworrenen Sagenkreisen auf, wie die Kabiren, die Kureten, Dactylen 2c., und in diesen Kreisen stehen schon Bakchos, Herakles, Orpheus 2c. Die Kenntniß des spätern Göttersystems der Griechen danken wir zunächst den Werken Hesiods und Homers. Aus dem Chaos gebiert sich die Gäa (Erde), der Tartarus (Unterwelt) und die ältere Eros, die allschaffende, lebendigmachende Liebe, der Erebos und die Nacht, die den Aether und das Licht erzeugen. Kinder der Nacht sind noch Schlaf, Tod, Träume, Schicksal, Vergeltung 2c. Gäa erzeugt den Uranos, das Himmelsgewölbe, und mit diesem das Meer. Kronos und Rheia bringen das bekannte spätere Göttergeschlecht hervor. Im alten Italien waren die Etrurischen Staaten am mächtigsten, ausgebildetsten, nnd hatten eine zahlreiche Priesterschaft. Diese lehrte von der Weltschöpfung und dem Kreise der Zeit: Der

Demiurg schuf in 6000 Jahren die Welt, Himmel und Erde, Firmament und Meer, Sonne und Mond, Thier- und Menschenseelen. Andere 6000 Jahre lang dauert das Menschengeschlecht; nach Ende des 12,000jährigen Weltjahres beginnt eine neue Schöpfung. Gott hieß Aesar (an die Asen der scandinavischen Mythe erinnernd), Tina war die Weltseele, Natur, Schöpferhauch. Die Lehre von den Penaten, Laren, Larven, Lemuren, als Genien und Schutz-, wie Schreckgeistern, wurde früh gepflegt. Janus war Gott der Zeit, Natur- und Sonnengott, Seelenführer, Mittler, seine Gattin oder Schwester, Camise oder Carmenta, die hervorbringende weibliche Kraft der Natur. Mantus war der Gott der Unterwelt, auch Februus genannt, von dem der Monat Februar seinen Namen trägt, wie der Januar von Janus. Etrurische Untergottheiten sind noch: Tages, der Lehrer des Ackerbaues wie der Weissagung, überhaupt aller Wissenschaft, Voltumna, Nortia, Vertumnus u. a. Das Augurienwesen nahmen die Römer von den Etruskern an, wie die Verehrung mehrerer Gottheiten. Die Sabiner verehrten ihren Stammgott Sabus oder Sabinus, den Weinpflanzer, Sonne und Mond, den Todesgott Soranus, den Summanus, Gott der nächtlichen Blitze, und die Göttinnen Vakuna, Feronia, Larunda ꝛc. Die Lateiner hatten, ehe sie die griechischen Götter annahmen, schon Saturn, Neptun, Jupiter, Ops, Silvanus, Faunus und Fauna oder Fatua, Egeria und Flora, nebst einer großen Menge Schutzgottheiten des Lebens, wie der Natur und der Gewerbe Zuletzt erhob Rom noch die Unzahl von Tugenden, Lastern und andern moralischen Begriffen zur allegorischen Götterpersonifikation, wie Concordia, Fama, Justitia, Juventa ꝛc.

Gallien und Britannien. Bei dem Volksstamme der Celten finden sich Anklänge asiatisch mythischer Religionssagen, mit einer geläuterten Weltanschauung; sie hatten Kunde von einer Schöpfungsmythe, von religiöser und astronomischer Zeitbestimmung, von einer Seelenwanderung und einer Vernichtung der Erde und des Himmels durch den einstigen großen Weltbrand, der durch den indischen, wie durch den scandinavisch-nordischen Mythos zieht.

Barden und Druiden waren die Priester und Lehrer jener Völker, waren Propheten und Zauberer, waren Pfleger und Träger der Religionssage und der heiligen Gebräuche. Die Römer verglichen die vorgefundenen Idole mit ihren Göttern, daher wurde der gallische Teutat, der germanische Teut, Thiusko, ihnen zum Merkur, Belin (Balldur), zum Apoll, Hes (Hesus, der sächs. Wodan), zum Mars, und Taran, Taran-ukn, vielleicht der germanische Thor, zum Jupiter. Der Hauptsitz der Druiden war auf der Insel Man, und ihre Mythe von der großen Weltüberschwemmung ist folgende: Der See von Elion brach aus, die Welt überschwemmend; alles Lebende fand den Tod, nur zwei Menschen, Dwyvan und Dwyvach, retteten sich in einem Nachen; von ihnen stammen die Einwohner Britanniens ab. Hu ist in der Druidenlehre der Herrscher über Meer und Land, der Allvater; sein Weib ist Ceridwen, das schaffende Urweib, die gebährende Naturkraft; sie ist der Mond, wie Hu die Sonne ist.

Nach Deutschland weisen uns schon einige der gallischen Götter hin. Sicher war unsere mythische Frühzeit der gallischen näher befreundet, als der scandinavischen. Im deutschen Götterglauben fand sich kein System; nach Tacitus machten sich die Germanen von den Göttern keine menschlichen Bilder; heilige Haine waren ihre Tempel; Priester und Priesterinen, weise Frauen, Alrunen, brachten Opfer und weissagten aus Baumzweigen. Die Römer erzählen vom Merkur, Sol, Luna, Jupiter und Vulkan, ja von der Isis u. a. Unzweifelhaft tritt die Gottheit Wodan in der germanischen Mythe hervor, ebenso Donar, der Donnergott, analog dem scandin. Thor. Von Göttinnen vor allen die Hertha, Danfana, Nehallennia, Hulda und Perachta (Perhta), Ostara 2c. Die christliche Sage nennt uns ferner einige Idole, die Bonifacius, der eifrige Götterfeind, sammt ihren Tempeln und Heiligthümern zertrümmerte, so Hesus, Biel, Stuffo, Lara 2c. Germanien scheint übrigens mehr Heldensage als Göttermythe gehabt zu haben, dafür aber lebte still und tief im Volke der Glaube an eine wunderbare Welt von Geistern, Elfen, Zwergen, Koboldén, Nixen, Riesen 2c.

In der sich weit in die Ländergebiete deutscher Zunge hineinerstreckenden wendischen, sorbischen und slavischen Heidenwelt zeigt sich wieder ein ausgebildeteres Göttersystem mit einer Fülle von Bildern. Ein schroffer Gegensatz zwischen Licht und Dunkel, zwischen Licht- und Schwarzgöttern war fest begründet, und konnte an Persien und Medien erinnern. Dieses System erstreckte sich auch auf die Länder sarmatischer Stämme. In vielen Städten genossen die Götter besondere Verehrung, wie in Rhetra, Romow, Arkona (auf der Insel Rügen), Krakau, Posen, Thorn in Polen, Kiew und Nowgorod in Rußland; in diesen Städten waren die Pandämonia der slavischen, sarmatischen und finnischen Mythe aufgestellt, und hatten zahlreiche Priester. Einen Gott der Götter, einen Allvater, einen Bilgott (guten Gott) ahneten auch die Wenden, Obotriten und Sarmaten. Sonnen- und folglich Lichtgötter waren Swantewit, Radegast, Prowe, Siwa, Sweixtix, Podaga, Rugiwit ꝛc. Schwarzgötter, Nachtgötter aber Czernobog oder Pya, Perkun, Flins, Zirnitra, Marowit ꝛc. Dazwischen ist, wie natürlich, Manches aus dem scandinavischen Mythus eingedrungen, ja im großen Pantheon zu Rhetra fand man neben den nationalen slavischen Gottheiten auch griechische Idole. Das Göttersystem der Zweiheit war auch bei den finnischen Völksstämmen ausgebildet, indem Licht- und Schwarzgötter angenommen wurden. Hoch oben im Norden wohnte der finnische Volksstamm der Lappen, die nun größtentheils den christlichen Glauben angenommen haben, doch aber in den entferntesten Gegenden noch Heiden sind, oder mindestens Heidenthum und Christenthum vermischen. Die Lappländer kennen einen Gott Tiermes, den Thor der Scandinavier, Donar der Germanen, nennen ihn auch Aijeke, Großvater, Aeltervater, und halten ihn für den wohlthätigen Geber des Lebens, den Erhalter der Gesundheit, den ergiebige Jagd und reichen Fischfang Verleihenden. Ein zweiter Gott ist ihnen Storjunkare, der Statthalter des Tiermes, auch ein Jagdgott, der zum Fang der wilden Thiere Beistand leistet; die dritte Gottheit ist Baiwe, die Sonne. Sie machten sich Bilder von ihren Götzen, oft sehr roh, aus bloßen Holzklötzen, diese heißen Seitas. Die Lappen

hielten, wie die Finnen, viel auf Zauberwerke, Opfer, glaubten an eine Fortdauer der Seelen nach dem Tode, und dachten sich dieselben als das gespenstige Juhlvolk oder Juhlheer, welches ungemein viele Aehnlichkeit mit dem wilden oder wüthenden Heere der deutschen Volkssagen hat. Die Finnen selbst nannten die Gottheit Kawe, hervorgegangen aus dem Schooße Kundtarris, der Natur. Kawe zeugte 12 Söhne, die sich, in Folge des vorherrscheuden Dualismus, in zwei Reihen sonderten. Die erste führt Wäinämöinen, das gute Prinzip, die zweite Hiisi, das böse. Es ist wichtig, wie bedeutsam die Zahl zwölf in den verschiedenen Mythen erscheint. Hellas hatte 12 große Götter, der Norden hatte 12 große Asen, ähnliche Zahlenbedeutsamkeit auch bei den altpreußischen Göttersagen, wie bei den wendisch-slavischen überhaupt.

Scandinavien. Unter diesem Namen werden die Länder und Inseln Schweden, Dänemark, Norwegen, die Färöer und Island verstanden, und die Götter- und Heldengeschichte ihrer Frühzeit ist es, was unter dem Gesammtnamen der nordischen Mythologie vorzugsweise begriffen wird. Die Hauptquelle dieser Mythologie voll erhabener Bilder ist die Edda. Alfadur waltete hoch über allen Göttern, ehe noch die Asen kamen. Aus der chaotischen Urtiefe, Ginungagap, sonderte sich die Feuerwelt und die Eiswelt ab, Muspelheim und Riflheim; aus Feuerfunken und Eiszacken entstand der Riese Ymer, ihn nährte die Kuh Audumla, er zeugte die Eisriesen, und die Kuh leckte aus salzigem Gesteine einen Gott, Buri, dessen Sohn, Bör, Vater dreier Brüder, des Odin, Wile und We, wurde, die Ymir tödteten und aus seinem Leichname die Welt bildeten, Sonne und Gestirne aus Flammen der Feuerwelt schufen, Zwerge hervor brachten und die Asenburg, Asgard, bauten. Aus Esche und Erle bildeten die Götterbrüder Mann und Weib. Odin wird der herrschende Gott, der Göttervater, der Asen Höchster, ihr König. Auch das nordische Göttergeschlecht hat gleich den Göttern der indischen, persischen, ägyptischen und griechischen Mythe mit feindseligen Wesen, Riesen u. dergl. Kämpfe zn bestehen;

auch sie gesellen sich oft prüfend, freundlich und hilfreich zu den Sterblichen, und steigen auf der farbigen Himmelsbrücke, dem Regenbogen, zur Erde herab. Unter der Welteſche Ygdrasil sitzen sie täglich 3 Mal zu Gericht. Alte Weissagungen künden ihren einstigen Untergang in großer Schlacht mit dem Feuerriesen Surtur. Gegenseitiger Vertilgungskampf im Lohen des Weltbrandes, das ist Ragnarokur, die große Götterdämmerung. Wenige dauern fort in der neuen Welt, und ruhen aus vom Sturme und Kampfe in einem neuen Himmel, in Allfadurs Frieden. — Nach Island flüchtete und rettete sich zuletzt aus den übrigen scandinavischen Ländern Kult und Sage, und in feiernden Gesängen priesen die Skalden, Sänger und wohl auch Priester, lange nach Christi Geburt jene alten Götter; ihnen danken wir die meiste Kunde, und wahrscheinlich auch die in der Edda aufbewahrten Lieder und Weissagungen. Die nordischen Heldenlieder (Sagas) enthalten eine Fülle schöner mythisch-poetischer Stoffe. Es ist merkwürdig, daß sich in dem Island so nahen Grönland kein Anklang der scandinavischen Mythe findet. Doch herrscht auch in diesen ausgedehnten Länderstrichen vielfacher Geisterglaube, mehr Volkswahn, als Götterkult, mehr Zauberwesen, als Priesterschaft, auf Sternenbetrachtung und Naturerscheinungen basirt. Es gibt Luft-, Feuer-, Eis- und Meergeister, Kriegsgötter, Erd- und Berggeister, und Götter der Speisen und Getränke. Auch die Grönländer haben eine Fluthsage; aus dem Daumen des ersten Mannes, Kollak, entstand das erste Weib; selbst Spuren eines Seelenwanderungsglaubens finden sich dort vor. Aehnlicher Glaube und Aberglaube herrscht bei den Esquimaux. Die übrigen Bewohner Nordamerika's, so weit die Civilisation und die christlichen Sekten nicht eindrangen, huldigten in ihrem unbewußten Drange einer einfachen Naturreligion, und nannten das höchste Wesen, das sie gläubig ahneten, den großen Geist. Die Virginier glaubten an Fortdauer nach dem Tode; ihre Hauptgottheit nannten sie Oke, und huldigten außerdem dem Fetischmus. Die Floridaner hatten Gestirndienst, Sonnen- und Mond-Anbetung, desgleichen die Caraiben auf den Antillen; dort hießen die Sonnenpriester Jacuas;

auch dort eine Fluthsage, in der bei der allgemeinen Ueberschwemmung nur ein Sonnentempel auf hohem Bergesgipfel stehen blieb, in den sich ein Menschenpaar und die Thiere der Erde retteten. Die Opfer sind unblutig, rein; doch ist der Sonnendienst mit dem Glauben an zahlreiche Geister gemischt. Auch bei den Brasilianern findet sich Glaube an Unsterblichkeit, Sonnen- und Mondverehrung. In Peru ausgebildeter Sonnenkult, Blutopfer, selbst eigene Kinder, die Götter Luzco, Viracocca, Manta, die Inkas als königliche Priester. Fast überall, wo es der Priesterschlauheit nicht gelang, sich zum sichtbaren Gott, oder leiblichen Statthalter der Gottheit auf Erden zu erheben, strebten sie wenigstens nach der Herrscherwürde, und dies gelang ihnen sehr oft und in allen Regionen. Die Einwohner Chile's nannten die Gottheit Pillan.

Aller phantastische, wilde und grausame Götzendienst concentrirte sich aber in dem hochkultivirten Mexico. Sonnenkult und höchste Verehrung eines Nationalkriegsgottes bildeten die Grundelemente der Religion, in der sich außerdem außerordentlich Vieles findet, das als Sage und Glaube, als Symbol und Gottheit eine Verbindung dieses Landes mit den Ländern der östlichen Halbkugel, sei es durch Auswanderung, durch Schifffahrt, oder was sonst, unzweifelhaft läßt. Riesentrümmer von Tempelstädten, wie sie sich in Indien, in Persien und der Lybischen Wüste finden, deuten auf ein starkes Geschlecht, dem zur Ausführung solcher Bauten Kräfte zu Gebote stehen mußten, die wir nicht begreifen. Auch dort die Annahme von vier großen Zeitepochen, Weltalter, mit deren Ende jedesmal der Untergang des Menschengeschlechtes verknüpft ist, von denen drei vergangen sind, und das vierte, nach welchem die Welt durch Feuer zerstört wird, noch zu erwarten ist. Ebenso findet sich dort die große Weltsage von der Sündfluth. Coxcox hieß der Mann, und Rokiquetzal seine Frau, die auf einem Fahrzeuge sich retteten, das sich auf dem Berge Colhueahean niederließ, wo ihre Kinder von weißen Vögeln so verschiedene Sprachen lernten, daß sie einander nicht mehr verstanden. Hier sind indische, phönizische, hebräische und griechische Anklänge vereint. Das Menschengeschlecht hat eine Schutzgöttin,

Omecihuatl, die in einer Sonnenstadt des Himmels wohnt. Das höchste Wesen, nur dunkel geahnet, nannten sie Teotl, ihm entgegengesetzt war eine dämonische Gottheit, Tlanatewlolotl, die vernünftige Eule. Uebergroß war die Zahl der vergötterten Helden. Später opferten sich die Helden alle, und zur Erinnerung wurden die gräßlichen Menschenopfer eingesetzt. Der meist verehrte Gott war Huitzilopochtli; außer ihm gab es auch noch mehrere Kriegsgötter, Schutzgötter, Götter der Elemente, und viele andere, deren abenteuerliche, zum Theil schreckliche Bilder als Ausgeburten einer seltsamen und ausschweifenden Phantasie zu betrachten sind. Die ungemein zahlreichen bildlichen Darstellungen, eine Art hieroglyphischer Bilderschrift und vieles Andere erinnert sehr lebhaft an Aegypten, nicht minder die große Gewalt des priesterlichen Ansehens.

Aus diesen in der That nur flüchtigen Umrissen und Andeutungen möge der große Baum des Mythus, der gleich der nordischen Esche Ygdrasil seine Zweige über die ganze Welt erstreckt, nur einigermaßen erkannt werden, denn der Stoff ist unübersehbar, unermeßlich.

Verbesserungen.

Seite 51, Zeile 12 — anstatt: „trüben Tagen“ lies: „trüber Tage“ ꝛc.
„ 82, „ 6 — „ „Mägdelein“ lies: „Mägdlein“ ꝛc.
„ 86, „ 9 — „ „Man hat diese Namen“ lies: „Diesen Namen hat man ꝛc.“